Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 3 – 20. Januar 2007 — Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland — C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



In Würde alt werden: Der demographische Wandel muß nicht das Ende des deutschen Wohlstands bedeuten. Foto: Caro

Die Zeit-Bombe tickt

Nicht die alten Menschen sind das Problem, sondern der Umgang mit ihnen

Von Klaus D. Voss

Drei Fernsehabende lang werden die Dinge auf den Kopf gestellt. Das ZDF präsentiert den „Aufstand der Alten“ – natürlich mit allem, was zu einem TV-Reißer gehört: Vom Terror-Kommando „Zornige Alte“ bis zum rheumageplagten Attentäter. Man müsse das „Problembewußtsein schärfen“, behaupten die Programm-Macher und garnieren ihre Senioren-Science-Fiction noch mit einer Themenwoche.

Offen gesagt, das Problem sind nicht die alten Menschen, sondern der Umgang mit ihnen. „Kein anderes Land hat so viel Angst vor dem demographischen Wandel“, behauptet der amerikanische Forscher James Vaupel, der das Max-Planck-Institut für demographische Forschung in Rostock leitet. Gegen alle Erfahrung: Die Deutschen hätten zwei Weltkriege überstanden, die Hitlerzeit und den Kommunismus und lebten heute im Wohlstand, zitiert ihn die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“.

Diese Blickrichtung stimmt, denn unsere Gesellschaft hat hohe Anpassungsfähigkeit und Leistungskraft bewiesen: die „Fräulein-Jahre“ nach dem Ersten Weltkrieg, die verheerenden Folgen des Zweiten Weltkriegs samt den Resultaten von Flucht, Vertreibung und Enteignung haben zwar tiefe Spuren hinterlassen, aber der deutschen Gesellschaft nicht die Kraft geraubt. Selbst die Hinterlassenschaft der kommunistischen Bewirtschaftung in den neuen Ländern kann getragen werden.

Jetzt aber soll die Deutschen der Mut verlassen, weil im Jahr 2030 die Jugendlichen nur noch 25 Prozent der Gesellschaft ausmachen, die Generation „50 plus“ aber mehr als die Hälfte der Bundesbürger stellt? Angst und bange kann einem höchstens werden, wenn man auf die mickrigen Reformleistungen der Großen Koalition vertrauen muß. Die Zeit-Bombe tickt: Die sogenannte Gesundheitsreform nach neuestem Entwurf ist alles andere als die dringend notwendige Anpassung der Leistungskataloge und der Finanzierung medizinischer Leistungen an die Anforderungen der Zukunft.

Bei der Altersversorgung ist wenigstens mit der „Rente mit 67“ eine neue Bemessungsgrenze eingerichtet. Allerdings bleibt den meisten Menschen unklar, wie die Rentenleistungen in Zukunft aufgebracht werden sollen.

Auch hier wagt sich die Politik nicht an die notwendigen Einschnitte: Die Rente muß wieder der erwirtschafteten Lebensleistung des einzelnen entsprechen und darf kein Sammelkonto für soziale (Wahl-)Geschenke des Staates bleiben. Solange den Politikern der Mut fehlt, die Rentenkassen für die Zukunft fit zu machen, müssen die Pflichtversicherten sich auf eine ungewisse Zukunft einstellen und die Ruheständler mit – netto gerechnet – sinkenden Renten auskommen.

Unbeachtet bleibt, daß die Senioren aus ihrem erwirtschafteten Vermögen mit einem stabilen Konsum die Arbeitsplätze vieler junger Menschen absichern.

Die Große Koalition ist noch viele Antworten auf die demographische Entwicklung schuldig: auch Bundesarbeitsminister Franz Müntefering, der immerhin das Thema „Rente mit 67“ durchgesetzt hat. Unbearbeitet sind noch Dutzende von gesetzlichen Regelungen, darunter das Diskriminierungsverbot älterer Menschen im Berufsleben. Warum denn sollen starre Altersgrenzen wie bei Ärzten, Piloten und Schornsteinfegern weiter gelten?

Wenn die Politik nicht auf den Gesellschaftswandel reagiert, dann werden es die Senioren tun:

„40 plus“ heißt die Prognose der Wahlforscher für das Jahr 2020 – dann werden die älteren Bundesbürger die entscheidende politische Kraft sein und eben 40 Prozent und mehr der Wählerstimmen halten.

Klaus D. Voss:

15 Cent

Wer sich beim Tritt in die Pfütze freut, wenigstens nicht ertrunken zu sein, hat auch irgendwo recht. Aber wer die Hartz-Reformen noch verteidigt, der muß doch mal genau nachrechnen. So ein Ein-Euro-Job ist umgerechnet 15 Cent wert – denn nur jeder siebte „Mehraufwand-Beschäftigte“ findet auf diesem Weg, was er dringend haben muß: eine sozialversicherungspflichtige Anstellung.

Die Bundesagentur für Arbeit legt jetzt auch bei Hartz IV die Hand in die Wunde. Keines der von Schröder und Clement inszenierten Arbeitsmarktprogramme mit dem Hartz-Etikett hat auch nur annähernd das gebracht, was versprochen war. Die Reformwerke I bis III haben einer Nachprüfung durch das Bundesarbeitsministerium nicht standgehalten, jetzt senkt sich auch bei Hartz IV der Daumen. Verlorene Jahre für den Arbeitsmarkt.

Getaugt hat die Folge IV nur, um die Lage auf dem Arbeitsmarkt zu kaschieren: 300000 der knapp 500000 neuen Arbeitsplätze, die allzu Eifrige zum Jahreswechsel als „neues Wirtschaftswunder“ besingen wollten, sind hoffnungslose Karrieren in der Tarifgruppe „Ein Euro“.

Mit Neid können die Bundesbürger in die nördlichen Nachbarländer schauen, die ihre Anpassungsprobleme an die Weltwirtschaft mit mehr Verstand gelöst haben, vor allem mit mehr Prinzipientreue. Zwar sind die Reformwerkzeuge im Grunde gleich (Verpetzt: Peter Hartz hat bei einem Dänen namens Zeuthen abgeschrieben), doch sie sind energischer eingesetzt worden – hier wurde der Übergang vom passiven zum aktiven Sozialstaat nicht nur versprochen, sondern auch umgesetzt: Neben vernünftigen Regeln zum Kündigungsschutz gilt der Grundsatz „Ohne Arbeit keine Leistung“. Wer nicht will, bekommt nicht einmal 15 Cent.

Der Fall Stoiber oder: Das Spiel mit den Zahlen

Wenn das Rennen erst einmal läuft, bleiben die Prinzipien auf der Strecke

Von Klaus Apfelbaum

Journalisten mögen keine Hängepartien, schon wegen der prinzipiellen Unvereinbarkeit von offenen Fragen und Redaktionsschluß. Solange jedenfalls die Sache mit Edmund Stoiber nicht ausgestanden war, nahm sich die wartende Presse der Angelegenheit an und drehte selbst ein wenig mit am „Rad der Geschichte“. Manche der Überhitzungen in der Affäre Stoiber erklären sich daraus.

Von wegen „67 Prozent der wahlberechtigten Bayern sind der Ansicht, daß ohne Stoiber ...“ – wenn Schlagzeilen (noch) fehlen, können sie bestellt werden, bei demoskopischen Instituten. Die Meinungsforscher streuen in ihre routinemäßigen Erhebungen Woche um Woche zusätzliche Fragen ein, zum Beispiel die nach Stoibers Rückhalt in der Wählerschaft. Die Demoskopen machen zwar ein Geheimnis um ihre Preise, aber so teuer sind die aktuellen Fragen auch wieder nicht. Es lohnt sich, wenn ein Wochenende lang mangels wirklich neuer Nachrichten immer die gleiche Meldung durch die Radiosender geistert: „Nach einer Umfrage von ‚forsa‘ im Auftrag des ‚Stern‘ haben ...“ – so viel Werbung in nachrichtenschwacher Zeit macht sich bezahlt. Nur, der „Stern“ ist nicht allein und „forsa“ auch nicht. Beim Wettlauf, um als Spitzenmeldung ausgewählt zu werden, steigen die Abfragewerte schon „von ganz allein“.

In den Vereinigten Staaten, in denen eine vergleichbare Form der Medienpräsentation schon weit verbreitet ist, hat sich für diesen journalistischen Stil ein eigener Begriff eingebürgert – „horse-race journalism“.

Was ein Pferderennen ist, weiß jeder, und daß es nicht immer fair zugehen muß, wenn alle um den Sieg streiten, das weiß man schließlich auch.

Die Demoskopen arbeiten für die Auftraggeber, und ob die Blitzumfragen die Forderungen nach Gültigkeit (Validität) und Zuverlässigkeit (Reliabilität) erfüllen, bleibt offen – es ist kaum möglich, solche Ergebnisse nach wissenschaftlichen Kriterien nachzuprüfen. Theoretisch müßten sich die Befragungsergebnisse unter gleichbleibenden Rahmenbedingungen wiederholen lassen, doch davon kann nicht die Rede sein. Also müßten wenigstens die Regeln der Statistik befolgt werden und sichergestellt sein, daß die Umfrage nicht im Unschärfebereich von Stichproben bleibt. Doch die marktwirtschaftlichen Einflüsse können leicht die wissenschaftlichen Anforderungen beeinflussen, wenn man es zuläßt. Demoskopische Institute jedenfalls, die ihr Renommee pflegen, beteiligen sich an solchen Schnellschüssen nie.

Ihre Spontanwirkung verfehlen die Umfragen dennoch nicht: Damit kann man Politik machen. In der Affäre Stoiber unterbrachen sogar die Feuilletonisten ihre Wochenend-Ruhe und räsonierten über „Die Kunst, Abschied zu nehmen“ oder die „Chance des letzten Augenblicks“, als sei alles schon entschieden. Das wiederum animiert Zeitgenossen, falls sie von Demoskopen befragt werden sollten. Spätestens jetzt sollten Meinungsforscher streng auf ihre Erhebungsmethoden achten, um nicht zu falschen Ergebnissen zu kommen.

In der letzten Stufe der Eskalation zitieren die Medien sich gewöhnlich gegenseitig und schaffen so eine neue Form von Wahrnehmung. Ob sich Sachstand und Schlagzeilenfassung noch vereinbaren lassen, steht dahin, aber die Medien beherrschen ihre Themen-Dramaturgie.

MELDUNGEN

Auf Lorbeeren ausgeruht

Köln – Unter den 1000 forschungsstärksten Unternehmen der Welt finden sich 63 deutsche Firmen. Nur Japan und die USA haben mehr Betriebe aufzuweisen, die sich bei Forschung und Entwicklung richtig ins Zeug legen. Die Zukunft allerdings sieht hierzulande düster aus: In den letzten Jahrzehnten ist nur noch ein einziges Forschungsschwergewicht nachgewachsen. Insgesamt sind nur zwei Prozent der gesamteuropäischen Schwergewichte im Bereich Forschung und Entwicklung jünger als ein halbes Jahrhundert, in den USA aber 42 Prozent und in Asien gut fünf Prozent. Die meisten deutschen innovativen Jungunternehmen bleiben klein. Das hängt nicht zuletzt mit der Steuergesetzgebung zusammen, die Wagniskapital benachteiligt. Zudem fehlt es an erfahrenen Unternehmern, die Existenzgründer mit Startkapital versorgen und ihnen das Einmaleins des Wirtschaftens beibringen. *IW*

Friedrich Karl Fromme tot

Frankfurt – Friedrich Karl Fromme, 1930 in Dresden geboren, war von 1974 bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden 1997 der verantwortliche Redakteur für Innenpolitik der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung". Am 14. Januar ist er im Alter von 76 Jahren gestorben. 1997 wurde der renommierte deutsche Journalist und langjährige Mit-Herausgeber der „FAZ" mit dem Theodor-Wolff-Preis, dem Preis der deutschen Zeitungen, für sein Lebenswerk ausgezeichnet.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Bund wäre erst 2051 ohne Neuschulden

Der Präsident des „Bundes der Steuerzahler", Karl Heinz Däke, kritisiert die zu laschen Sparabsichten des Bundes. Nach der mittelfristigen Finanzplanung solle die Neuverschuldung – 2006 lag sie bei 27,9 Milliarden Euro – um nur 500 Millionen Euro pro Jahr reduziert werden. Bei diesem Schneckentempo käme der Bund erst im Jahr 2051 ohne neue Schulden aus.

1.546.797.749.073 €

(eine Billion fünfhundertsechsundvierzig Milliarden siebenhundertsiebenundneunzig Millionen siebenhundertneunundvierzigtausend und dreiundsiebzig)

Vorwoche: 1.545.517.769.744 €
Verschuldung pro Kopf: 18.749 €
Vorwoche: 18.733 €

(Stand: Dienstag, 16. Januar 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Die Macht der Stromfundis

Kaum aufzuhalten: Teure Windenergie hat im Zweifel auch Vorrang vor Naturschutz und Kulturgut

Von Bernhard Knapstein

Es war noch dunkel an jenem Sonntag morgen und trotz oder wegen des Sturms hatte der Tag am 14. Januar gut begonnen. Kurz nach 6 Uhr: Der Sturm wehte derart heftig, daß der Strompreis an der Leipziger Strombörse für eine Stunde auf 0,00 Euro je Kilowattstunde (kWh) gesunken war. Die überall in Deutschland aus den Äckern und Wiesen sprießenden Windräder produzierten einfach zuviel Energie für nur wenige Abnehmer – die Menschen schlummerten noch in ihrer Sonntagsruhe. Am 14. Januar kostete der Strom im Durchschnitt insgesamt nur 1,87 Cent je kWh.

Traumhafte Zahlen? Ja, und sie sind real. Ebenso real ist aber auch, daß die Flauten in den Sommermonaten und im Landesinneren, wo der Wind generell schwächer als an der Küste weht, die Räder oft und lange stillstehen lassen. In der Sommerhitze haben auch die Großkraftwerke oft noch unter knappem Kühlwasser zu leiden, und so steigt der Strompreis schnell auf abstruse zwei Euro je kWh.

Ein hochtechnisierter Industriestandort wie Deutschland kann sich solche Stromschwankungen nicht leisten. Wir sind auf konstante Energieversorgung angewiesen. Die Gefahr des wirtschaftlichen Zusammenbruchs wäre schlicht programmiert, würde man die deutschen Atomkraftwerke herunterfahren, wie es sich Ökofundis wünschen. Derzeit sind 17 solcher Kraftwerke ans Netz angeschlossen, die im Vorjahr knapp 1500 Terrawattstunden, das sind 1,5 Billionen Kilowattstunden, produziert haben. Dem steht bei schon über 18 000 Windrädern eine Leistung von gerade einmal 26,5 Milliarden Kilowattstunden gegenüber.

Selbst, wenn man die Energiegewinnung aus Braun- und Steinkohle, aus Wasserkraftwerken, aus Sonnenenergie und aus Biomasse hinzuaddierte, müßte man feststellen: Hinter jeder Alternative zum Nuklearstrom steht zur Absicherung im letzten Glied der Grundlieferant Atomkraftwerk, denn Reservekapazitäten müssen vorgehalten werden. Die Katze beißt sich hier in den Schwanz, will es aber nicht wissen. Und so ruft alles nach der erneuerbaren Energie. Laut einer Forsa-Umfrage befürworten 62 Prozent der Bundesbürger den Ausbau der Windparks. Die Politik macht es möglich. Dank der rot-grünen Ökopolitik können auf Freiflächen schneller Windparks entstehen als manchen lieb ist. Denn auch Befürworter der gigantischen Rotoren sehen sie nur ungern von der Frühstücksterrasse aus. Dennoch kann man sich nur schwer zur Wehr setzen, wenn der Flächennutzungsplan erst einmal Freiflächen als „Vorrangzonen" ausweist. Hier räumt Paragraph 35 des Baugesetzbuches den Windkraftanlagen Priorität gegenüber anderen Projekten ein. Selbst der Windenergie skeptisch gegenüberstehende Kommunen legen Wert auf Einrichtung wenigstens einer Vorrangzone. Nur so können sie nämlich den Wildwuchs entsprechender Bauvorhaben eindämmen. Selbst Naturschutzgebiete sind nicht generell für Windräder tabu. So hat etwa das Verwaltungsgericht Frankfurt entschieden, daß bei einem Bauordnungsverfahren durchaus Spielraum bestehe, „um Prioritäten zugunsten der Windenergie zu setzen". Schlaue Kommunalpolitiker suchen da lieber gleich den am wenigsten schmerzlichen Standort für die Windräder aus. Auch Bauernschläue hilft gegen die Windenergie-Lobby nicht weiter. Verwaltungsgerichte haben schon ganze Flächennutzungspläne für nichtig erklärt und so den Bau von Windrädern in Rekordhöhen erst möglich gemacht, da die festgesetzten niedrigen Bauhöhen für nichtig erklärt worden waren.

Gleichwohl wurden die Hürden für den Bau der Windräder etwas erhöht. Nach einer Gesetzesnovelle von 2004 müssen Investoren durch ein Gutachten nun eine Mindest-Windstärke (Referenzwert) am Standort nachweisen. Auch darf die Lärmbelästigung an der nächstgelegenen Wohnbebauung nicht über 45 Dezibel liegen.

Ästhetische Kritik lassen aber weder Behörden noch Lobbyisten gelten. „Windräder sind ein reizvoller, zeitgemäßer Kontrast zwischen Moderne und historischer Bauweise", verteidigt Wilfried Walz vom „Förderkreis Regenerativer Energien im Taunus" zwei Projekte gegen Anwohner. Schlechter Geschmack, gegen den kein Mittel existiert, denn das Gesetz gibt Lobbyisten Rückenwind.

Auch in Eisenach ist ein stürmischer Kampf um die Hochspannung entbrannt. Hier wollen Investoren im Umfeld der Wartburg vier neue Windräder errichten, deren Höhe 100 Meter und Rotordurchmesser 82 Meter betragen soll. Der Blick auf die Wartburg wäre dann vom Thüringer Wald und der Rhön aus versperrt. Diese Burg, auf der Luther einst die Bibel ins Deutsche übersetzte und auf der die Studenten des 19. Jahrhunderts sich für ein einiges Vaterland erwärmten, ist die einzige deutsche auf der Unesco-Liste der Weltkulturgüter. Der Widerstand in Eisenach ist so enorm, daß die Baubehörde sogar die Genehmigung zurückgezogen hat. Der Fall beschäftigt jetzt die Gerichte.

Die große Welle der Neuerrichtungen ist vorbei, und dort, wo viele kleine Windräder stehen, werden diese aus Effizienzgründen oft gegen wenige größere ausgetauscht. Doch auch in den nächsten Jahren ist noch mit Hunderten neuer Rotoren in windreichen Gegenden zu rechnen. Auf Atomstrom wird die Industrienation dennoch in den nächsten 50 Jahren nicht verzichten können.



Energieproduzent mit Tücken: Ein vom starken Sturm umgeworfenes Windrad Foto: ddp

Garantiert gute Geschäfte

Ökofonds schlagen Kapital aus den rot-grünen Subventionsgesetzen

Noch 1999 hatten die Medien die drei Jahre zuvor von Investoren aus dem Umfeld der Bündnisgrünen gegründete „Ökobank" als „Primus" unter den „ethisch-ökologischen" Investoren bezeichnet und vor unseriösen Kreditvergaben mit allzu laxen Kreditvergaberichtlinien gewarnt. Vier Jahre später hatte die „Ökobank" wegen der von ihr vergebenen Kredite selbst Probleme bekommen. Nicht jedes Ökogeschäft war auch ein gutes Geschäft. Die bereits 1974 gegründete genossenschaftliche „GLS-Bank" (Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken) hat 2003 die abgewirtschaftete „Ökobank" und ihre 24 000 Kunden übernommen.

Das grüne Geschäft läuft heute anders. Die Ökopolitik sichert gute Geschäfte. Besonders das unter Schröders rot-güner Regierung erlassene „Gesetz zur Förderung der erneuerbaren Energien" (EEG) garantiert Gewinne. Alternativen Energieproduzenten gewährt das Gesetz die Abnahme der Wind-kraft-, Biogas- und Solarenergie zu festen Preisen – und das über einen Zeitraum von 20 Jahren ab Inbetriebnahme der Anlage. Auch dann, wenn andere Energiequellen wie etwa Kernenergie erheblich günstiger sind, genießt der Ökostrom Vorrang.

Die in Bochum sitzende „GLS-Bank" hat heute 52 000 Kunden und ein Bilanzvolumen von 555,4 Millionen Euro. In rund 4000 kulturelle, soziale und ökologische

Genug Geld für Bauern und Buddhisten

Projekte hat man investiert. 2005 betrug das Investitionsvolumen in sogenannte „ethisch-ökologische" Projekte 318 Millionen Euro. Zu solchen Projekten zählen die Umstellung von konventionellen auf ökologischen Anbau, Biogas-Anlagen und die bundesweit aus dem Boden sprießenden Windmühlenparks. Nur nebenbei, aber damit wirbt man bei den grünen Kapitalisten gern und ausdrücklich, hat die „GLS-Bank" auch die Anschubfinanzierung für eine tibetisch-buddhistische Großveranstaltung in Hamburg übernommen.

Naturschutz – das wird so zunächst einmal jeder unterschreiben können – ist an sich eine gute Sache. Er ist aber, und da liegt der Hund begraben, keineswegs umsonst! Die „GLS-Bank" kann nur auf sozial machen, wenn sie verdient, wenn geliehenes Geld mit Zinsen zurückbezahlt wird und wenn Kapitalgeber ihr Geld auch wirklich zur Verfügung stellen. Das geht freilich nur mit den langfristigen Staatsgarantien und mit staatlichen Subventionen für die Ökoprojekte im Rücken.

Die genossenschaftliche Bank wirbt etwa mit einem ethisch-ökologischen Fonds, in dem der kapitalkräftige Kunde ab 2000 Euro investieren und dafür mit Zinsen

Vier Prozent Zinsen mit Öko-Siegel

von durchschnittlich vier Prozent per anno rechnen kann. Das geht problemlos, denn der Fondsverwalter hat das Geld unter anderem kräftig in Windenergie-Parks, Biogas- und Solaranlagen investiert, und die haben ja ihre Abnahmegarantien und Zuschüsse. Kurz – Bank und Investoren stehen wirtschaftlich solide da und gehen keine Risiken ein. Des Fondsanlegers Freud ist des Steuerzahlers Leid, denn der finanziert die Alternativenergie an der Tankstelle über die Ökosteuer und die Pflichtbeimischung des motorenschädigenden Rapsöls sowie beim kommunalen Strom- und Gasanbieter über den Ökoabschlag.

Was diese Ökopolitik kostet: Wer im Vorjahr einen Euro für Energie (Sprit, Strom und Gas) bezahlt hat, der hat nur für 60 Cent tatsächlich Energie verbraucht, so Verbraucherminister Horst Seehofer. Die anderen 40 Cent sind in die deutsche Subventionslandschaft geflossen, an der die Ökofonds an den marktwirtschaftlichen Risiken vorbei verdienen. Der Kreis schließt sich. Die Stein- und Braunkohle wird zwar wie früher auch die Erforschung der Nuklearenergie subventioniert, aber die Produzenten werben wenigstens nicht mit einer vermeintlich höheren Moral. Nicht alles, was als ökologisch wertvoll betrachtet wird, ist auch wirklich ethisch. *BK*

Bloß kein staatliches Mauermuseum!

Von HARALD FOURIER

Ich hatte mal eine Freundin, die wohnte im Haus, in dem das Museum „Check Point Charlie“ untergebracht ist. Das ist einige Jahre her. Schon damals war es dort immer voller Touristen. Inzwischen können Sie da kaum noch treten!

Vor dem Museum ist ständig Betrieb. Es gibt keinen Platz in Berlin, an dem eine höhere Mensch-pro-Quadratmeter-Quote gemessen werden kann. Es herrscht ein Gedränge wie an den Bankschaltern, die nach dem 9. November 1989 die 100 Mark Begrüßungsgeld ausgegeben haben.

Und ja. Auch beim Museum am Check Point Charlie geht es um viel Geld, denn jeder der (erwachsenen) 750000 Besucher zahlt stolze 9,50 Euro Eintritt. Allein von diesen Einnahmen muß Alexandra Hildebrandt ihr Museum unterhalten. So ist das nun mal – im wirklichen Leben.

Es gibt noch weitere Berlin-Ausstellungen: Vergangenes Jahr kam das „DDR-Museum“ dazu, die „Story of Berlin“ gibt es schon etwas länger. Dazu gesellte sich 2006 auch „The Kennedys“ am Pariser Platz. „Wenn wir ein Kennedy-Museum auf der Welt machen, dann hier“, sagte Museumsleiter Sascha Melein. Er kann durchschnittlich rund 800 Besucher am Tag begrüßen.

Statt sich zu freuen, jammerte „Die Welt“ jedoch vor zwei Wochen über diese privaten Initiativen: „Findige Unternehmer haben die Marktlücke entdeckt, die der Berliner Senat verschlafen hat: Private Ausstellungsorte widmen sich erfolgreich der Aufarbeitung der DDR-Historie, des Kalten Krieges und der Geschichten um den Berliner Mauerbau.“

Was genau schwebt der Tageszeitung wohl vor? Soll der Staat Museen einrichten, obwohl Private das offensichtlich viel besser können? Und ihnen damit Konkurrenz machen?

Das würde dann so aussehen: Ein vom Senat geführtes Mauermuseum hätte dreimal so viele Mitarbeiter wie die privaten zusammen. Der Personaletat wäre viermal so hoch, aber die Verdienstmöglichkeiten der Angestellten und der Service dennoch schlechter. Maßgebliche Jobs gingen an verdiente Parteigenossen aus SPD und Linkspartei. Vor allem letztere hätten bestimmt große Freude an ihrer Arbeit.

Es gäbe eine 20köpfige Beschaffungskommission, die dreimal im Jahr ohne Ergebnisse tagte. Die Neugestaltung eines einzigen Raumes würde nach dreijähriger Planungsphase weitere fünf Jahre in Anspruch nehmen. Und die heutige Museumschefin Alexandra Hildebrandt hätte vermutlich den Posten einer schlechtbezahlten Sekretärin, wenn sie nicht überhaupt politisch zu unbequem wäre.

Da ist es doch besser, solche Museen bleiben in der Hand von Privaten, oder?

Der alte Ungeist lebt

SED-Erben contra Biermann: Mit faulen Ausreden gegen die Ehrenbürgerschaft



„Preußischer Ikarus“: Zum 30. Jahrestag seiner spektakulären Ausbürgerung aus der DDR 1976 verlieh Bundespräsident Horst Köhler dem Dichter und Liedermacher Wolf Biermann vergangenen November im Schloß Bellevue das Bundesverdienstkreuz.

Foto: ddp

Von PETER WESTPHAL

Die gesamtdeutsche Bedeutung des Dichters und Liedermachers Wolf Biermann sollte normalerweise außer Frage stehen. Der Schriftstellers Jurek Becker nannte die Ausbürgerung Biermanns im Jahre 1976 den „Anfang vom Ende der DDR“. Schauspieler Manfred Krug bekannte bei seiner Ausreise aus der DDR, daß Biermann eine Art zweites Massenmedium gewesen sei, ein zusätzliches Radio-, Fernseh- und Theaterprogramm der DDR.

„Ein schauerliches Schauspiel“ hingegen, um den ehemaligen Kulturstaatsminister Michael Naumann zu zitieren, findet derzeit hinter den Kulissen des Berliner Rathauses statt. Dort wird gerade das geschichtspolitische Verständnis der rot-roten Koalition auf die Probe gestellt, nachdem man ihr die Gretchenfrage gestellt hatte. Die lautet: Wie hältst du es mit Biermann? Der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses und langjährige kulturpolitische Sprecher der CDU-Fraktion, Uwe Lehmann-Brauns, hatte den Vorschlag eingebracht, Wolf Biermann die Ehrenbürgerwürde der deutschen Hauptstadt zu verleihen. „Mit seinem Mut“, so Lehmann-Brauns, habe Biermann „der DDR die intellektuelle Glaubwürdigkeit genommen.“

Die Ehrenbürgerwürde könnte jetzt ein Stück Wiedergutmachung leisten und eine Versöhnungsgeste der Stadt sein. Nach der deutschen Vereinigung hatte Biermann noch einmal vergeblich versucht, in seine vormalige Wohnung an der Chausseestraße 131 zurückzukehren, wo er bis zu seiner Ausbürgerung gelebt hatte. Die Wohnung war seinerzeit zur bekanntesten Privatadresse der DDR avanciert. Die Rückkehr scheiterte. In seiner ehemaligen Wohnung residiert heute ausgerechnet Hanno Harnisch, ehemals Pressesprecher der PDS und heute Feuilletonchef des einstigen SED-Zentralorgans „Neues Deutschland“. Dieser war in den 70ern für die Stasi tätig gewesen, als IM „Egon“ hatte er Biermanns Umfeld bespitzelt. Der Dichter äußerte später denn auch, daß er vor seiner Wohnung „alle zehn Meter einen ehemaligen Spitzel und alle elf Meter einen alten Freund“ treffe.

Seine „vertrauten Feinde“ finden sich noch immer in der Linkspartei/PDS. Die sperrt sich bislang vehement gegen einen Ehrenbürger Biermann. Heute stören sich die Dunkelroten angeblich an seiner Unterstützung für den Irakkrieg. „Als Friedenspartei“ habe man deswegen „sehr viel Skepsis“, argumentiert die Sprecherin der Linkspartei/PDS-Fraktion, Kathi Seefeld. Wenn diese ausgestellte „Sachlichkeit“ keine unfreiwillige Komik ist – bei einer Partei, die sich dem Kampf gegen das bestehende Gesellschaftssystem verschrieben hat. Für „Zeit“-Herausgeber Naumann ist das Argument lächerlich: Wollte man die politischen Äußerungen Biermanns zum Maßstab machen, „würden vermutlich die meisten Dichter ihrer Ehrungen verlustig gehen“, gerade auch unter Berlins Ehrenbürgern. Infam und ehrabschneidend erscheint die Ablehnung des parlamentarischen Geschäftsführers der Berliner SPD-Fraktion Christian Gaebler. Der behauptete, bisherige Ehrenbürger hätten mehr für die Stadt bewegt als Biermann. Daran hegen Kritker mit Blick auf die Liste der aktuellen Ehrenbürger berechtigte Zweifel, so bei dem kommunistischen Publizisten Wieland Herzfelde, der als Präsident des weitgehend gleichgeschalteten PEN-Zentrums der DDR von 1959–1970 eher Argumente für eine Streichung aus der Ehrenbürgerliste liefert. Doch dessen Titel wurde 1992 bestätigt, weshalb er nun Gesamtberliner Ehrenbürger ist.

Angesichts des bockigen Widerstands sieht sich inzwischen selbst die Bundespolitik genötigt, den Berlinern auf die Sprünge zu helfen. So äußerte Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU), die Ehrenbürgerschaft sei eine längst überfällige „Geste der demonstrativen Wiedereinbürgerung eines deutschen demokratischen Republikaners in die Hauptstadt“. Anfang dieser Woche lud Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) den Dichter und Liedermacher zu einem Gespräch ins Kanzleramt. Die anhaltende Debatte um die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an einen Mann, der derart für die Freiheit der Kunst stehe, sei „eine kulturpolitische Blamage für den Berliner Senat“, so Neumann. Wolf Biermanns Verdienste als politischer Dichter und Sänger seien unbestritten. Wie kaum ein anderer Künstler habe er mit seinen Liedern, Versen und Essays die gesellschaftlichen Debatten in Ost und West über Jahrzehnte geprägt. In Ost-Berlin sei seine Adresse in der Chausseestraße für viele Künstler und Intellektuelle Treffpunkt und Institution zugleich gewesen.

Die anstehende Entscheidung über die Ehrenbürgerschaft Wolf Biermanns hat eine geschichtspolitische Dimension: Votiert die Linkspartei/PDS dafür, stößt sie die alten Stasi-Kader und das ewiggestrige SED-Klientel vor den Kopf. Kann sich der Senat hingegen nicht zum 115. Berliner Ehrenbürger Wolf Biermann durchringen, wäre dies ein fatales Signal für die Geschichtshoheit in der deutschen Hauptstadt. „Die Verweigerung“, so Michael Naumann, „wäre wie die Goldrahmung der Ausbürgerung“ von 1976. Damals hatte Lyriker Biermann seine legendäre „Ballade vom preußischen Ikarus“ geschrieben.

Die nächste Sitzung des Kulturausschusses am 22. Januar wird voraussichtlich darüber entscheiden, ob das Berliner Abgeordnetenhaus, das heute im alten Gebäude des Preußischen Landtags residiert, den großen deutschen Dichter abstürzen läßt.

Europas Kunstfreunde schauen auf Berlin

Originale für jedermann: Vor allem Ausländer stürmen die immer zahlreicheren Kleingalerien der Hauptstadt

Von MARKUS SCHLEUSENER

Wer kann sich schon vorstellen, ein Atelier zu betreten, um ein Bild zu kaufen? So was machen nur Millionäre oder Kunstkritiker, lautet das Vorurteil. Zumindest in der deutschen Hauptstadt stimmt das nicht mehr. Dort ist der Kauf eines Kunstwerks zu einem Stück Kultur für jedermann geworden.

Gern rechnet der Senat diese Zahlen vor: Es gibt in Berlin mehr als 21000 Betriebe der Kulturwirtschaft mit einem Umsatz von mindestens acht Milliarden Euro – elf Prozent des Berliner Sozialprodukts. 100000 Berliner bestreiten mit Kunst ihren Lebensunterhalt. „Die Anzahl der selbständigen Künstler in Berlin ist seit 2000 um über 40 Prozent angestiegen“, jubelt die Landesregierung.

Entgegen einem weiteren Vorurteil handelt es sich in der großen Mehrheit nicht um vom Staat (also mit Steuergeldern) oder von reichen Mäzenen gehätschelte Vernissagenstars. Die meisten Künstler müssen sehen, wie sie ihre Werke an den Kunden bringen, um zu überleben. So hat sich in der deutschen Metropole ein einzigartiges Netz von Kleingalerien entwickelt, in denen ein Kunstmarkt brodelt, der alles Elitäre abgeworfen hat.

Hier ist die Geschichte von einer von ihnen:

Es ist Freitagmittag, Carol Thiele sitzt allein in ihrer Galerie „Meisterschüler“. Der Boden ist mit Farbe bekleckert. Die Galerie ist nämlich auch Atelier. Nur jetzt ist noch keiner der Maler zu sehen. Thiele schaut auf die Uhr, kurz nach eins. „Das sind Künstler“, seufzt sie. So früh fangen die nicht an zu arbeiten.

Carol Thiele spricht über ihre Geschäftsidee, den schwierigen Weg in die Selbständigkeit. Im Sommer 2004 hatte sie ihren letzten Arbeitstag als Angestellte. Sie war 20 Jahre in der Werbung tätig gewesen. „Da habe ich mich viel rumgetrieben auf Kunstausstellungen“, bekennt sie freimütig.

Dabei kam ihr die zündende Idee, mit der sie glaubte, erfolgreich ihr eigener Chef werden zu können. „Eigentlich ist es ganz einfach: Es gibt ein großes Loch zwischen der ‚Ikea‘-Kunst und der richtigen Kunst, wie sie in traditionellen Galerien gehandelt wird.“ Mit „Ikea“-Kunst meint sie die zweitklassigen Drucke und die gerahmten Fotos, die das Möbelhaus billig verramscht.

Thieles (inzwischen sogar patentierte) Idee: Ein Marktplatz, der die Bedürfnisse dazwischen befriedigt. Echte Kunst – Originale! – zu einem bezahlbaren Preis. Die Bilder, die sie zur Zeit im Angebot hat, kosten zwischen 30 und 4000 Euro, im Durchschnitt rund 600, rechnet sie.

„Meine Idee ist eine Kombination zwischen Galerie, Atelier und Café.“ Durchschnittsbürger, die sich ein Bild ins Wohnzimmer hängen möchten, trauen sich oft nicht in eine Galerie, hat Thiele herausgefunden. „Da gibt es eine Schwellenangst bei den nichtprofessionellen Kunden.“

Ende 2004 ist sie aus Wiesbaden nach Berlin umgezogen. Die hessische Landeshauptstadt war nicht „das geeignete Pflaster“ für diese Art von Geschäft. Nirgendwo jedoch ist die Kunstszene größer als in Berlin. Die Stadt weist mit sechs Prozent – bezogen auf die Einwohnerzahl – die höchste Dichte an Künstlern auf. Als Standort für ihre Galerie wählte sie ein 280-Quadratmeter-Ladengeschäft in der Friedrichstraße – ganz in der Nähe vom Checkpoint Charlie.

Hier kommen die Künstler und Kunden zusammen. Aber nicht jeder, der ihre Galerie betritt, kommt in Kaufabsicht. „Manche trinken auch einfach nur einen Latte Macchiato.“ Wenn sie dann mit den Kunstschaffenden ins Gespräch kommen – um so besser.

Das Gespräch zwischen Künstler und Käufer sei viel besser als zwischen Galerist und Käufer. „Wenn der Maler über sein ‚Baby‘ spricht, dann bringt das dem möglichen Käufer viel mehr“, so Thiele.

Und wie läuft das Geschäft? Die Miete ist natürlich hoch. Sie spricht nicht über die Summe, weil „ich einen Deal mit dem Vermieter habe“.

Ein Immobilienmakler taxiert die Miethöhe in der Lage auf „ungefähr 3000 Euro“. Mindestens. Insgesamt hat Thiele bestimmt monatliche Fixkosten von 5000 Euro. Trotzdem rechnet sich ihr Laden. Im Juli, so hat sie es dem Magazin „Impulse“ verraten, hat sie erstmals schwarze Zahlen geschrieben.

Ihre wachsende Kundenzahl – das ist eine neue Schicht von Kunstinteressierten. „Die Leute rennen alle in die Museen, ‚MoMa‘ (die Schau des New Yorker „Museum of Modern Art“, die in Berlin gastierte) oder Van Gogh, und dann wollen sie auch ein echtes Bild im Wohnzimmer hängen haben.“ Und: Wer heutzutage 2000 Euro für einen Flachbildschirm ausgebe, der gebe auch den gleichen Betrag für ein schönes Bild aus.

„Das ist eine richtig neue Zielgruppe. Früher war der Besitz eines Bildes, eines Originals unbezahlbar. Aber inzwischen gibt es ein ausreichendes Angebot an bezahlbarer Kunst“, berichtet sie. Und nirgendwo sei Kunst so günstig zu haben wie in Berlin.

80 Prozent der Kunden sind nicht aus Berlin, 70 Prozent sind nicht einmal Deutsche, sondern ausländische Touristen. „Neulich kam ein Schwede und hat fünf Bilder auf einen Schlag gekauft“, strahlt die Unternehmerin. Ausgerechnet aus Schweden – von da, wo auch „Ikea“ herkommt.

(www.meisterschueler.net)

Zeitzeugen



Fidel Castro – Schon Jahrzehnte vor Allende und Chávez machte sich Fidel Castro die USA durch seine lateinamerikanische Spielart des Sozialismus zum Feind. Seit 1959 ist der Kubaner Regierungs- und seit 1976 Staatschef seines Landes.

Juan Perón – Der 1895 geborene Berufssoldat und Ehemann der charismatischen Schönheit María Eva Duarte, genannt Evita, war von 1946 bis zu einem Putsch 1955 und von 1973 bis zu seinem Tode 1974 gewählter Präsident Argentiniens. Im Gegensatz zu den Sozialisten Castro und Chávez suchte der Bewunderer des italienischen Faschismus mit seinem Peronismus einen „dritten Weg" zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Allerdings führte auch er Verstaatlichungen durch, und auch er gehörte zu den Kritikern der USA.



Ernesto Che Guevara – Der laut Jean-Paul Sartre „vollkommenste Mensch unserer Zeit" nahm an der Seite Castros an der Kubanischen Revolution teil. Nach dem Sieg wurde ausgerechnet er Leiter der Nationalbank und Industrieminister. Diese profane, desillusionierende Regierungsarbeit war nichts für den idealistischen, intellektuellen Revoluzzer. Meinungsverschiedenheiten mit Castro kamen hinzu. So verließ der große Theoretiker des modernen Guerillakampfes die sichere Insel, um anderswo wieder als Guerillakämpfer in seinem Element zu sein. Als solcher wurde er 1967 in Bolivien erschossen.

Evo Morales – Der 2005 gewählte Präsident Boliviens ist dessen erstes Staatsoberhaupt, das der Bevölkerungsmehrheit der autochthonen Indios angehört. Wie seine politischen Freunde Castro und Chávez setzt der Sozialist zum Leidwesen der USA auf Verstaatlichungen.



Simón Bolívar – Der 1783 in Caracas geborene Sproß einer reichen Kreolenfamilie führte die Südamerikaner in ihrem Unabhängigkeitskampf gegen die spanischen Kolonialherrschaft. Mit seinem Streben nach Unabhängigkeit von europäischer wie US-amerikanischer Bevormundung sowie einer lateinamerikanischen Konföderation ist beziehungsweise war der Südamerikaner nicht nur Hugo Chávez und Ernesto Che Guevara ein Vorbild.

Zum Alleinherrscher gekrönt

Venezuelas Präsident will den Sozialismus neu beleben

Von Hans Heckel

Venezuelas Präsidentschaftswahlen vergangenen Monat mögen frei und gerecht gewesen sein, doch es ist zunehmend unwahrscheinlich, daß die nächsten es auch sein werden" fürchtet der Kommentator der „Los Angeles Times". Schon die Szene der Amtseinführung des wiedergeählten Staatschefs bestätigt die Sorgen des US-amerikanischen Blattes. Eigenmächtig erweiterte der Sozialist Hugo Chávez die Eidesformel um den Zusatz „Vaterland, Sozialismus oder Tod" – eine offene Huldigung an den siechenden kubanischen Diktator Fidel Castro, dessen Parole „Sozialismus oder Tod" Genossen wie Gegnern in den Ohren klingt.

Chávez' dreister Auftritt war mehr als hohles Pathos, es war ein Signal, das ausdrücken sollte: Ich mache ab jetzt die Regeln in diesem Land selbst, brauche mich nicht einmal mehr an heilige Rituale der Republik zu halten wie die Eidesformel des Präsidenten. Und: Wer sich mir jetzt noch in den Weg stellt, muß sich auf mehr gefaßt machen als auf eine friedliche Auseinandersetzung, zwischen Opposition und Regierung: „... oder Tod!"

Mit der selben herrische Geste kündigte Chávez an, als nächstes die Verfassung dahingehend zu ändern, daß er bis zum Ende seiner Tage Präsident bleiben kann. Bislang gilt, daß Venezuelas Staatsoberhäupter wie die der USA nur einmal wieder antreten dürfen. Danach wäre Chávez' Zeit 2013 abgelaufen.

Die Szene vom 10. Januar markiert den nächsten, womöglich entscheidenden Schritt zur völligen Machtergreifung der venezolanischen Sozialisten, die mittels fortschreitender Verstaatlichungen ihre Macht nicht nur wirtschaftlich festigen. Im März will Chávez den allzu kritischen Fernsehsender „RCTV" kurzerhand abschalten. Offizielle Begründung: Das Medium störe die öffentliche Ordnung und nationale Sicherheit. In dem Maße, in dem Chávez sich selbst und seine Partei als einzig legitime Vertreter von Nation und Öffentlichkeit stilisiert, läßt sich auf der Grundlage dieser Verfügung bald jede Opposition erstikken.

Beobachter hegen die Sorge, daß Chávez sein Land zur roten Diktatur macht und wirtschaftlich in den Ruin treibt. Nach der Ankündigung breitangelegter Verstaatlichungen stürzten die Kurse an der Caracaser Börse um durchschnittlich fast 19 Prozent in die Tiefe, das Kapital verläßt das Land. Doch Venezuelas Ölreichtum erlaubt es seinem autoritären Führer noch, die ökonomische Entkernung seiner Heimat zu ignorieren. Mit Hilfe von Milliardengeschenken an die Armen des Landes hat er sich – vorerst – die Unterstützung der zahlenmäßig dominierenden unteren Schichten gesichert, über 60 Prozent gaben ihm im Dezember 2006 ihre Stimme.

Chávez' Politik führt das Land in den Ruin

Mit den Ölmilliarden will sich Chávez zudem einen eigenen Machtblock zimmern, in welchem er die lateinamerikansichen Länder gegen die USA in Stellung bringen möchte. Mit dem seit jüngstem ebenfalls linksradikal regierten Bolivien und Castros Kuba bildete Chávez die Freihandelszone „Alba" als Gegenmodell zu der von Washington dominierten „Nafta". Und Chávez' Träume gehen über Lateinamerika hinaus: Mit Irans Präsident Mahmud Ahmadinedschad übt er den offenen Schulterschluß, auch sucht er die Nähe zu China.

Hauptsache, man fügt den USA Schmerz zu

Obschon bereits die Mehrheit der mittel- und südamerikanischen Staaten von linken oder mitte-linken Kabinetten regiert wird, wachsen in den übrigen Hauptstädten langsam Bedenken wegen Chávez. Von „Größenwahn" ist die Rede. Auch sympathisierenden Staatsführungen mag nicht einleuchten, warum ihre ganze Außenpolitik wie die von Chávez nur dem einen Ziel folgen solle: Auf alle erdenkliche Weise die USA zu reizen.

Selbst Nicaraguas Daniel Ortega, der vor wenigen Tagen ins Präsidentenamt zurückgekehrte einstige Chef der revolutionären „Sandinisten", versucht, sich mehrere Optionen offenzuhalten. Nicaragua wolle zwar der „Alba" beitreten, so der alte Marxist, aber dennoch Mitglied der „Nafta" bleiben.

Am intensivsten sorgt sich Nachbar Kolumbien, das sich von Chávez im Osten und dem ebenfalls links regierten und von Caracas materiell unterstützten Ecuador im Süden regelrecht eingekreist fühlt. Chávez weigert sich, die Terrorbanden der „Farc", die weite Teile Kolumbiens besetzt halten, als Terroristen zu bezeichnen.

Dennoch versucht Kolumbiens bürgerlicher Präsident Álvaro Uribe, der direkten Konfrontation mit Caracas auszuweichen. Die Wirtschaft seines Landes ist seit Jahren in einem sagenhaften Aufschwung. Die positive Entwicklung will Uribe weder durch Zankereien mit Chávez noch mit Washington gefährden. Für die USA wird Kolumbien als Partner in der Region daher immer wichtiger.



„Ich mache die Regeln": Hugo Chávez zeigt seinem Parlament den Weg. Foto: AFP / Getty

Volle Entschädigung nicht die Regel

Es steht in der Macht und auch in der Souveränität jedes Staates, auf dem eigenen Staatsgebiet Vermögen zu enteignen. Das resultiert aus dem völkerrechtlichen Begriff der Gebiets- und Personalhoheit. Auch die Enteignung ausländischen Vermögens, etwa das global agierender Konzerne, ist grundsätzlich möglich. Das Völkerrecht knüpft dies allerdings an gewisse Grundvoraussetzungen, da der Enteignete nicht Teil des Gemeinwesens ist, das von der Enteignung profitieren soll. Die Enteignung muß im öffentlichen Interesse des Staates sein, sie darf nicht diskriminierend wirken und sie muß mit einer Entschädigung verknüpft werden. Diese drei Grundbedingungen sind zwar nicht kodifiziert, aber allgemein anerkannt, so auch in der Rechtsprechung des Ständigen Internationalen Gerichtshofes in Den Haag. Doch das Völkerrecht ist weiches, dynamisches Recht: Nach der bereits vor dem Zweiten Weltkrieg entwickelten „Hull-Formel" muß die Entschädigung schnell (unverzüglich), angemessen (voller Wert) und effektiv (in einer konvertierbaren Währung) erfolgen. Der Namensgeber der Formel, Cordell Hull (1871–1955), war ein um das Völkerrecht und die Einrichtung einer Internationalen Staatengemeinschaft bemühter US-Politiker – zwischen 1933 und 1944 auch US-Außenminister – und Friedensnobelpreisträger (1945 für Gründung der Vereinten Nationen). Hull kritisierte 1944 den Morgenthau-Plan, nach dem das Nachkriegsdeutschland in ein vorindustriellenen Agrarstaat zurückentwickelt werden sollte, als „Verbrechen gegen die Zivilisation".

Oberschlesische Industrie als Präzedenzfall

Der Grundsatz der vollwertigen Entschädigung ist nach der Eingliederung oberschlesischer Industrien zu Polen durch den Völkerbund 1928 entwickelt worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren hingegen nur noch pauschale Ausgleichszahlungen üblich. Das Prinzip der „angemessenen" Entschädigung ist 1962 durch die UN-Resolution 1803 (XVII) im Sinne einer Unangemessenheit umgedeutet worden. Hinter dem Beschluß standen vor allem die ehemaligen Kolonien Europas.

B. Knapstein

Allende sollte Chávez eine Warnung sein

Chiles gewählter Präsident bezahlte seinen Sozialismus à la Fidel Castro mit dem Leben

Von Manuel Ruoff

Hugo Chávez ist nicht der erste politische Freund Fidel Castros, der auf demokratischem Wege an die Spitze eines lateinamerikanischen Staates gelangt ist. Der Chilene Salvador Allende gilt als der erste sich zu marxistischem Gedankengut bekennende Präsident, der im Rahmen einer demokratischen Verfassung an die Regierung gekommen ist.

Bei den Präsidentschaftswahlen vom 4. September 1970 verfehlte der Kandidat eines Volksfrontbündnisses mit 36,3 Prozent der Stimmen zwar wie sein konservativer und sein christdemokratischer Mitbewerber die absolute Mehrheit, aber das Parlament, dem gemäß Verfassung nun die Entscheidung oblag, wählte trotz bürgerlicher Mehrheit entsprechend der chilenischen Tradition ihn zum Staatschef, da eine relative Mehrheit der Chilenen ihm ihre Stimme gegeben hatte.

Nach Allendes Amtsantritt wurden einerseits die Löhne erhöht sowie andererseits die Wohnungsmieten und die Preise für wichtige Bedarfsmittel eingefroren. Jedes Kind bekam täglich einen Liter Gratismilch. Ferner betrieb er eine Agrarreform sowie die Verstaatlichung wichtiger Wirtschaftszweige. Dies betraf vor allem die Kupferbranche, die den größten Teil der chilenischen Exporteinnahmen erzielte und sich zu 80 Prozent in der Hand von US-Konzernen befand.

Spätestens damit machte sich Allende die Vereinigten Staaten zum Feind. Neben einem Attentat auf Allende selber war es schon im Jahre seiner Wahl zum Präsidenten zu einem tödlichen Anschlag auf den Oberbefehlshaber der Streitkräfte General René Schneider gekommen, an dem neben dem CIA auch Henry Kissinger beteiligt gewesen sein soll. Die demokratische Legitimation des chilenischen Präsidenten hinderte die USA nicht, an einem Regimewechsel zu arbeiten. Die Rechtfertigung ihres Außenministers: „Ich sehe nicht ein, weshalb wir zulassen sollen, daß ein Land marxistisch wird, nur weil die Bevölkerung unzurechnungsfähig ist."

Allende machte sich allerdings nicht nur im (westlichen) Ausland Feinde. Dazu trug neben Menschenrechtsverletzungen auch eine schwere Wirtschaftskrise bei, für die man nicht nur das US-Embargo verantwortlich machen kann. Bei den Parlamentswahlen vom März 1973 konnte sein Volksfrontbündnis sich zwar mit 43 Prozent gegenüber den Präsidentschaftswahlen von 1970 verbessern, doch verfehlte es abermals die absolute Mehrheit. Die Christdemokraten, die ihn seinerzeit im Parlament noch zum Präsidenten gewählt hatten, machten seiner von ihnen tolerierten Minderheitsregierung nun zusehends das Regieren schwer.

Angeblich wollte Allende in dieser Situation sein Volk über die Fortführung seiner Regierung abstimmen lassen. Zu einer solchen Volksbefragung ist es jedoch nicht mehr gekommen, denn vorher wurde er von Teilen des Militärs unter dem Oberbefehlshaber des Heeres Augusto Pinochet weggeputscht. Den Putsch überlebte er nicht. Ob er an jenem 11. September 1973 von einem Putschisten erschossen wurde oder sich im Angesicht der Niederlage selber die Kugel gab, ist ebenso umstritten wie die Beteiligung der USA an dem Putsch. Von Kissinger ist die Aussage überliefert, daß die USA „es nicht getan", aber „die größtmöglichen Voraussetzungen geschaffen haben".

Sklaverei im Hotel

2,46 Euro Stundenlohn – und die Politik sieht zu

Von Sverre Gutschmidt

Passanten blieben im Februar 2006 vor Hotels und Firmen stehen als 1200 Polizisten, Zöllner, Steuerfahnder und Staatsanwälte die bisher größte Razzia gegen Schwarzarbeit in Hamburg durchführten. Beobachter glaubten an Einsätze gegen Schwerkriminelle. Ziel der Razzia waren jedoch Reinigungsfirmen und 40 Hotels – darunter praktisch alle Luxusherbergen der Stadt. Nach einjährigen Ermittlungen gegen bandenmäßig organisierte Schwarzarbeit in Hotellerie und Reinigungsgewerbe war das Ergebnis nicht zu übersehen. Das Problem konnte weder der Hotellerieverband noch die Gebäudereinigerinnung länger wegdiskutieren. Es zeigte sich, daß in vielen der durchsuchten Unternehmen ausländische Mitarbeiter illegal beschäftigt wurden, zu Löhnen weit unter Tarif. Sozialbeiträge und Steuern entrichteten die Arbeitgeber nicht – Ausbeutung nannten Ermittler das System.

Ähnliches passiert jetzt wieder, denn die Verantwortlichen haben aus ihren Fehlern gelernt. Ihr neues System könnte von Hamburg aus zum bundesweiten Vorbild mancher Branche werden. In den damals verdächtigten Branchen arbeitet jetzt kaum noch einer schwarz, doch die Löhne sind gleich niedrig geblieben, und das funktioniert so: Eine Hotelkette beispielsweise schließt einen Pauschalvertrag mit einem Reinigungsunternehmen ab. Damit sind die Putzkräfte nicht ihre Vertragspartner – was sie verdienen, interessiert das Hotel nicht, das Reinigungsunternehmen schon. Es kalkuliert knallhart und zahlt Stundenlöhne von 2,46 Euro, teilweise auch darunter, um möglichst viel Profit zu machen. Doch von 393 Euro im Monat kann kein Arbeitnehmer leben. Also muß der Staat, kurzum alle Steuerzahler, dazuzahlen. Das Kombilohnmodell der Agentur für Arbeit öffnet dafür eine willkommene Hintertür.

Mit diesem Programm sollen Arbeitslose etwas dazuverdienen dürfen, wenn sie arbeiten – ohne Abstriche. Statt Anreiz zum Vollzeitjob bietet das Modell in solchen Mißbrauchsfällen aber eher Arbeitgebern die Chance, unerträgliche Löhne zu bezahlen. Die Differenz übernehmen alle, die in die Sozialkassen einzahlen: Die Wenigverdiener bessern ihren unangemessen schlechten Lohn mit vollen Hartz-IV-Bezügen (Arbeitslosengeld II) auf. Und die Verantwortlichen der Branchen stellen die gleiche Überraschung zur Schau wie letztes Jahr. Nennenswerte Konsequenzen haben sie nicht zu befürchten.

Um solchen Mißbrauch zu bekämpfen, fordern viele Politiker, daß ein gesetzlicher Mindestlohn eingeführt wird. Die Berliner Regierungskoalition will am 29. Januar erneut darüber beraten. Den gesetzlichen Mindestlohn gibt es zwar offiziell noch nicht, doch ist er in manchen Branchen schon Realität. Grund dafür ist das Entsendegesetz. Seit 1996 soll es mißbräuchlicher Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer einen Riegel vorschieben. Es regelt Bedingungen, zu denen diese am hiesigen Arbeitsmarkt als „Entsandte“ von Firmen ihrer Heimat arbeiten dürfen. Inzwischen betrifft das Gesetz auch Deutsche, denn es schreibt am Tariflohn orientierte Mindestlöhne für bestimmte Branchen gesetzlich vor. Bisher sind es das Baugewerbe, Dachdeckerhandwerk, Maler- und Lackiererhandwerk, Abbruch- und Abwrackgewerbe und die Seeschifffahrt, die so verbindliche Mindestlöhne zahlen müssen.

Das Entsendegesetz ist somit ein Werkzeug der Politik gegen Lohn-Dumping. Kein allzu wirksames, denn in Hamburg liegen zahlreiche Hinweise vor, wie deutsche Mitarbeiter im großen Stil weit unter Tarif bezahlt werden.

Anonyme Aussagen von Friseuren und Reinigungskräften häufen sich bei Gewerkschaften, Ämtern und Verbänden. Pflegedienste, Spediteure, Zeitarbeitsfirmen und sogar Sicherheitsfirmen nutzen demnach das Lohn-Dumping-System. Das System funktioniert so, daß Mitarbeiter gemäß Vertrag unrealistisch hohe Umsätze erwirtschaften müssen.

Bei einer großen Friseurkette ist das in Hamburg zur Regel geworden. Der Grundlohn reicht nicht, die geforderte Arbeitsnorm, bei deren Erfüllung allein der Lohn steigt, ist unerreichbar. Bei Nichterfüllung droht zudem jederzeit die Kündigung, so eine Filialleiterin.



Schuften für einen Hungerlohn: Zimmermädchen in Hamburger Luxushotels Foto: Ipon

Das System ermöglicht Preise, mit denen kein ehrlich wirtschaftendes Unternehmen mithalten kann. Josef Katzer, Obermeister der Hamburger Gebäudereinigerinnung spricht daher von „Schweinerei“. Firmen hätten extra viele Leute eingestellt „mit der Aussicht, daß einige Angestellte gegen die schlechte Bezahlung klagen und sowieso entlassen werden“. „Man hätte das Problem schon früher anpacken müssen“, sagt Hamburgs Wirtschaftssenator Gunnar Uldall (CDU) – es fällt in seinen Zuständigkeitsbereich. Mit Appellen an Vertreter des Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes sowie die Gebäudereiniger versucht er die Wogen öffentlicher Empörung zu glätten. Ergebnis eines Treffens zwischen Senator und Verbänden: Ein Arbeitskreis der Innung soll bis April Vorschläge unterbreiten, unter anderem, wie mehr Angestellte in Vollzeit-Arbeit gelangen können.

Weitere Gegenmaßnahmen: Die Arbeitsagentur prüft, ob ihre Fördermodelle wie das Kombilohnmodell mißbraucht werden. Ansonsten herrsche kein Handlungsbedarf, so Uldall.

Das klassische Tarifwesen, nach dem Arbeitnehmer und Arbeitgeber verbindliche Tariflöhne für ihre Branche aushandeln, scheint somit in diesen Berufszweigen unterlaufen.

Die vielen verzweifelten Jobsuchenden sind Opfer und Täter zugleich. Sie akzeptieren Klauseln, die ihnen sittenwidrig das volle unternehmerische Risiko aufbürden und sie in Armut abdrängen.

Nach Uldalls Willen sollen Zertifikate die Lösung bringen, sprich die Berufsinnungen sich selbst prüfen und sich sauberes Gebaren bescheinigen. Selbstkontrolle, die nicht zum Ziel führt, wenn bereits selbst angesehene Unternehmen am Pranger stehen.

Auch der allgemeine Mindestlohn bringt kaum eine Lösung, schon gar nicht, wenn dafür der Kündigungsschutz aufgeweicht wird, wie zuletzt im Bundeswirtschaftsministerium diskutiert. Statt dessen sind harte Strafen für Unternehmen gefragt.

Ab 1. April könnte das der Fall sein. Dann wird das Entsendegesetz auf weitere Branchen ausgeweitet. Dann könnten womöglich auch Zoll und Arbeitsagentur konsequent gegen Lohndumping vorgehen. Maximal 500000 Euro Buße und Freiheitsstrafen wären dann auch für solche bisher angesehenen Unternehmer möglich, die sich bisher mit Verweis auf ihre Subunternehmen herausreden konnten.



Es waren die jüngsten personalpolitischen „Stoibereien“ in der CSU, die den Blick dafür verstellten, daß der 40jährige konservative britische Oppositionsführer David Cameron als Gast bei der Klausur der bayrischen Regierungspartei in Wildbad Kreuth deutlich erklärt hat, seine britischen Konservativen seien gegen die europäische Verfassung und weitere Kompetenzverlagerungen nach Brüssel. Vielmehr sei die Verfassung ein falscher Ansatz für Europa. Das wurde am Stammtisch im Deutschen Haus berichtet.

Der Brite, der schon bald britischer Premier sein könnte, meinte, der Verfassungsvertrag sei tot und könne nicht wiederbelebt werden, „selbst nicht durch den überzeugendsten Prediger“, sagte er. Daß sich in Berlin Kanzlerin Merkel und EU-fixierte Abgeordnete mit Eifer Gedanken über einen „neuen Fahrplan“ für die von Franzosen und Niederländern abgelehnte EU-Verfassung machen, habe den Gast der CSU aus London ganz und gar nicht geschert, hieß es am Stammtisch.

Immerhin haben die britischen Konservativen bereits konsequent den Austritt aus der christlich-demokratischen „Europäischen Volkspartei“ (EVP) beschlossen, nachdem ihre Abgeordneten in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates ohnehin schon immer im Bündnis mit anderen Konservativen die „Europäische Demokratische Fraktion“ bildete. Kein Wunder, daß es aus den Reihen der CDU Proteste gegen die CSU-Einladung an Cameron zum Kreuther Treffen gegeben hat.

Den jungen, charismatischen und intelligenten Cameron ließ das kalt. Der moderne Konservative meinte selbstbewußt, seine Tories wollten in Brüssel „lieber Nachbarn als zornige Mieter“ sein, und fand damit viel Anerkennung am Stammtisch.

Trostlose Klamotte

Spielfilm »Mein Führer« ist die Diskussionen um ihn nicht wert

Von Hans Heckel

Wenn die große Flut den Fluß bereits lange hinunter ist, folgt ihr eine schlammige Suppe, die zäh blubbernd dem Kurs der Welle folgt, sie aber nie einholt und irgendwo kläglich verendet. Regisseur Dani Levy hat ein bißchen im Matsch gespielt, den die medialen Hitler-Wellen der vergangenen Jahrzehnte hinterlassen haben. Was er mit seinem Film „Mein Führer“ angerührt hat, ist dementsprechend.

Hilflos verkämpft sich der Streifen in bemühter Komik. Den Vorwurf der Verharmlosung im Nacken wird der Zuschauer überdies einer oberflächlichen Belehrung ausgesetzt, welche die Vielschichtigkeit totalitärer Diktaturen völlig ausblendet. Wachleute und Soldaten muten an wie von der 40 Jahre alten US-Serie „Ein Käfig voller Helden“ ausgeliehen, vor lauter „Heil Hitler“ Schreien kommen die Darsteller kaum zu einem zusammenhängenden Satz. Die Perfidie, mit welcher der totalitäre Staat die Menschen verführt, verblendet, mißbraucht und in seine Machenschaften verstrickt, wäre eigentlich das gefundene Fressen für intelligente Satire. Ebenso die Bereitschaft vieler, im Namen einer „Sache“ alle ethischen Maßstäbe fahren zu lasssen, weil sie sich auf der Seite der vermeintlich Guten wähnen. In „Mein Führer“ jedoch begegnen uns tumbe Masken statt Personen, Wesen wie aus der Montagsserie eines Genlabors.

Eine kleine Überraschung ist allein die schauspielerische Leistung des Blödel-Komödianten Helge Schneider als depperter Hitler. Wer ihn bloß als „Katzenklo“-Barden oder „Agent Null-Null-Schneider“ erlitten hatte und ähnliches befürchtete, konnte positiv überrascht sein. Das war's aber auch schon.

Die groteske Geschichte eines jüdischen Schauspiellehrers, der dem armseligen Hitler kurz vor Ende der „1000 Jahre“ noch einmal zu neuer Frische verhelfen soll, ist die Grundlage dieses belanglosen Films. Erstaunlich, welche Debatten das fade Werk auszulösen vermochte. Die üblichen Volksmahner wie Ralph Giordano oder Lea Rosh trugen düster ihre „Bedenken“ vor, ob „man über Hitler lachen darf“. Diese Frage wurde allen Ernstes diskutiert vor der eingebildeten Annahme, der Levy-Film könnte einen verdächtigen „Perspektivwechsel“ der Deutschen im Blick auf den Nationalsozialismus ausdrücken oder gar befördern.

Grotesk: Helge Schneider als frustrierter Hitler Foto: ddp

Welch Unsinn, wenn der Film dagegen etwas sichtbar gemacht hat, dann die – echte oder aufgesetzte – Hysterie einer Kaste von Chefmahnern, deren Verirrung sich in einer überflüssigen Diskussion über eine schlappe Klamotte niederschlug. Wenn der Film zudem etwas aufzudecken vermag, dann noch die Verzweiflung eines Genres – das des auf Bühne und Leinwand nachgeholten Widerstands nämlich –, das sich in seinen ausgetretenen Pfaden totgelaufen hat. Und das nun versucht, andere Wege zu finden, dafür aber weder den Mut noch die geistige Beweglichkeit aufbringt.

In jener Erstarrung spiegelt sich eine stickige Atmosphäre des gewollten Verdachts. Ob jemand den NS wirklich verharmlosen, verteidigen oder gar wieder einführen will, ist egal. Wer ihn diffamieren möchte, muß das nur lautstark und empört von ihm behaupten, und die Rollen sind verteilt: Der Diffamierer darf sich als „wachsamer Mahner“ feiern lassen, der Verdächtigte ist ab jetzt wegen „umstrittener Äußerungen“ moralisch vorbestraft.

Um diesen Mühlen zu entgehen, weichen zahllose Zeitgenossen aus in klebrige Beflissenheit. Die erdrosselt intelligente NS-Kritik so sehr, daß selbst ein Dani Levy, der sein satirisches Talent in dem Film „Alles auf Zucker“ glänzend unter Beweis gestellt hat, Zuflucht sucht in einer trostlosen Klamotte am volkspädagogischen Halfter.

»Keine Belege«

Linkspolitiker zweifelt am Armeniermord

Von Rebecca Bellano

Das war selbst für die Linkspartei zu viel, denn auch wenn die mit 53 Abgeordneten im Bundestag vertretene Partei nicht alle Opfergruppen des 20. Jahrhunderts gleich wertet, so hat ihr Mitglied Dr. Hakki Keskin in den letzten Wochen für Verstimmung gesorgt.

So hatte der 1943 in der Türkei geborene Professor für Politik und Migrationspolitik gegenüber zahlreichen türkischen und auch einigen deutschen Zeitungen behauptet, daß es „keine Belege für einen Völkermord“ an den Armeniern gebe. Zudem seien zwischen 1915 und 1917 während der von Keskin als bürgerkriegsähnlicher Auseinandersetzungen bezeichneten Konflikte auf dem Gebiet des osmanischen Reiches auch Türken getötet worden.

Fast schmollend beklagte Keskin, daß keiner über die Tausende von getöteten Türken reden würde, sondern nur über die rund 1,5 Millionen Armenier, die damals ums Leben kamen. Von „Vernichtung“ und „Völkermord“ redet Keskin nicht, und liegt so ganz auf der Linie der derzeitigen türkischen Regierung, die derartige Aussagen sogar mit Haftstrafen zu verhindern sucht. Der Deutsche Bundestag hingegen, dem Keskin ja angehört, hat 2005 den Völkermord an den Armeniern offiziell verurteilt – und den türkischen Premier Erdogan damit verärgert. Die Linkspartei wiederum ist nun über ihren Abgeordneten verärgert. „Erst sachkundig machen, dann denken und dann reden“, gab ihr Bundesgeschäftsführer Dietmar Bartsch als Empfehlung an Keskin weiter.

Deutsch-Türke nötigte Linkspartei

Inzwischen wurde der 64jährige Deutsch-Türke zwar von seiner Partei wieder auf Linie gebracht – die diese in der Hitze des Gefechts selbst erst suchen mußte –, trotzdem erklärte Keskin abermals, daß er bedauere, daß bei der Erklärung des Bundestages von 2005 nicht der türkischen Opfer gedacht würde. Ein Gesinnungswechsel scheint Keskin nicht durchlaufen zu haben, was er auch nicht braucht, da er von zahlreichen türkischen Gemeinden in Deutschland Zuspruch erhielt.

MELDUNGEN

Zapatero gesteht Fehler ein

Madrid – Der spanische Ministerpräsident Jose Luis Rodriguez Zapatero hat sich zwei Wochen nach dem ETA-Anschlag in der spanischen Hauptstadt bei den Spaniern entschuldigt. Zapatero hatte mit der baskischen Untergrundorganisation Friedensverhandlungen geführt und war der ETA in vielen Punkten entgegengekommen, doch der Anschlag habe gezeigt, daß Verhandeln mit Terroristen falsch sei.

Hilfe gegen Illegale

Dresden – Die in Warschau ansäßige europäische Grenzschutz-Agentur „Frontex" warb bei den EU-Innenministern erneut um Unterstützung, da ab dem Frühjahr wieder Tausende afrikanische Flüchtlinge an den Küsten des Mittelmeeres ankommen werden. Allein 2006 wären mehr als 30 000 illegale Einwanderer auf den Kanarischen Inseln und weitere 16 000 auf der italienischen Insel Lampedusa nach Europa eingedrungen.

34 000 irakische Zivilisten tot

Bagdad – Mehr als 34 000 Zivilisten seien nach aktuellen Angaben der Vereinten Nationen 2006 im Irak gewaltsam zu Tode gekommen. Weitere 36 000 Zivilisten seien verletzt worden. Die vielen Anschläge führten auch zu vielen Verhaftungen. Die Gefängnisse seien derzeit total überfüllt, wie es von offiziellen irakischen Stellen heißt. Von den Insassen seien allein 24 000 ohne Anklage inhaftiert.

Zwischen Krieg und Frieden

Schäuble bleibt hart: Schutz vor Terroristen gäbe es nur bei Verfassungsänderung

Von Bernhard Knapstein

Wolfgang Schäuble ist beharrlich: Die Bundeswehr soll auch im Inland eingesetzt werden, Flugzeuge abschießen und – seit neuestem – auch Schiffe versenken. Er will damit Terrorangriffe ähnlich dem auf das Welthandelszentrum in New York vom 11. September 2001 zu Luft, Land und zu Wasser abwehren können. Vor allem die politische Linke im Bundestag von SPD bis PDS winkt ab. Einsätze der Bundeswehr im Innern, das riecht für sie nach Militärputsch. Ihnen sind die ständig neuen Vorstöße Schäubles bereits lästig.

Im Februar 2006 scheint nun auch das Bundesverfassungsgericht sich gegen die Bundesregierung gestellt zu haben. Das gab einer Beschwerde Recht und entschied: Das Leben der Reisenden in einem von Terroristen gekaperten Flugzeug darf nicht gegen das Leben von Menschen auf der Erde abgewogen werden. Das grundgesetzlich geschützte Recht auf das

Bundeswehr im Innern einsetzen

Leben und die Menschenwürde stehen davor – zumindest im Frieden. Ein Verteidigungsfall liegt jedenfalls nicht vor, darin stimmen alle Juristen überein, denn dann müßte der Staat durch einen anderen Staat angegriffen werden. Aber was ist ein solcher Angriff von fanatischen Selbstmördern im Auftrage ihres Gottes dann und wie geht man damit um?

Die Bundesregierung hatte zur Gefahrenabwehr den so gearteten Angriff, der irgendwo zwischen Krieg und Frieden anzusiedeln ist, deshalb als „besonders schweren Unglücksfall", als Katastrophennotstand im Sinne von Artikel 35 des Grundgesetzes gewertet, um auf diesem Wege die Bundeswehr zur Unterstützung der Polizeibehörden im Inland einsetzen zu können. Das Luftsicherheitsgesetz sieht ein solches Zusammenwirken vor. Die Wahl des Abwehrmittels muß allerdings verhältnismäßig sein. Die Bundesregierung ist bisher davon ausgegangen, daß das Flugzeug der Terroristen eigentlich nur abgeschossen werden kann, da radikale Islamisten aller Erfahrung nach sich zur Aufgabe ihres Vorhabens im Zweifel nicht überreden lassen. Das Leben anderer, zumal ungläubiger Flugzeuginsassen, zählt Ihnen nichts. Die Polizeibehörden verfügen über keine Abfangjäger, weshalb die der Bundeswehr das einzige Mittel der Problemlösung darstellen.

Wolfgang Schäuble will eine Verfassungsänderung und genau so ist auch das Urteil des Gerichts zu verstehen.

Wir müssen eines erkennen: Der internationale und nicht an Staaten gebundene Terrorismus bildet eine Gefahr neuer Art, eine Gefahr, die das Grundgesetz bisher nicht kennt, aber kennen muß, um sinnvolle Abwehrmaßnahmen zu ermöglichen. Das ist das Ergebnis einer einfachen und logischen Analyse, die Konsequenzen haben muß. Im Grundgesetz muß die Situation berücksichtigt werden, daß unschuldige Menschen (Flugzeugreisende), die unabwendbar als Waffe benutzt werden, mit den Terroristen getötet werden. Schäuble hat dafür den Begriff vom „Quasi-Verteidigungsfall" geprägt. Dieser Fall soll – wie der tatsächliche Verteidigungsfall – das Kriegsvölkerrecht eröffnen und das Grundgesetz insoweit einschränken. Die Tötung unschuldigen Lebens zur Verhütung eines noch größeren Schadens – und das kann nur quantitativ noch mehr Todesopfer heißen – wäre dann möglich.



Noch dürfen sie entführte Flugzeuge nicht abschießen: Abfangjäger der Luftwaffe Foto: ddp

Polizei besitzt keine Abwehrwaffen

Hierzu müßte Artikel 87 a des Grundgesetzes (Streitkräfte für Verteidigungsfall) erweitert werden. Der Innenminister will den zusätzlichen Einsatz der Bundeswehr auch „zur unmittelbaren Abwehr eines Angriffs auf die Grundlagen des Gemeinwesens". Das lehnt die SPD, darunter Bundesjustizministerin Zypries und der SPD-Innenexperte Dieter Wiefelspütz, ab. Letzterer plädiert für eine Änderung des Artikels 35 des Grundgesetzes (Polizei darf Unterstützung der Streitkräfte anfordern), so daß nicht nur Soldaten für den Deichschutz, sondern auch militärische Mittel (Abfangjäger der Luftwaffe) angefordert werden können. Diese Änderung, das gibt Wiefelspütz zu, sieht nicht vor, daß unschuldiges Leben geopfert werden darf. Es betrifft also nur leer gekaperte Flugzeuge, auch ohne Flugpersonal – eine theoretische Situation. Wir leben nicht mehr im Jahr 1949. Als das Grundgesetz in Kraft trat, gab es solche Gefährdungen schlichtweg nicht. Jetzt schon. Schäuble ist leider der einzige, der hierzu bisher einen sinnvollen Beitrag geliefert hat.

So nicht gewollt

Österreichs neue Große Koalition ist schon jetzt unbeliebt

Von R. G. Kerschhofer

Seit voriger Woche hat Österreich, wie manche sagen, eine „ÖVP-Regierung mit rotem Bundeskanzler". Das ist zwar überzeichnet, drückt aber recht gut aus, daß der Pokal fürs Brechen von Prinzipien und Wahlversprechen eindeutig an die SPÖ ging. Ungewollt dazu beigetragen hat auch Bundespräsident Heinz Fischer, der ein entschiedener Großkoalitionär ist (wenn sich keine SPÖ-Alleinregierung ergibt): Er hatte noch vor Weihnachten den Partei-Chefs das Koalitionsversprechen abgerungen und gleich den Termin für die Ernennung festgesetzt! Der Zeitdruck beim Aushandeln der „Kleinigkeiten" traf primär den designierten Kanzler Gusenbauer, und der Taktiker Schüssel wußte dies zu nutzen.

Schüssel scheiterte dann aber in der eigenen Partei: Der von ihm als Vizekanzler favorisierte Finanzminister Grasser wurde abgelehnt. Beide Posten erhielt Wilhelm Molterer, der früher Landwirtschaftsminister und zuletzt ÖVP-Klubobmann war. Molterer ist nun auch designierter und bereits geschäftsführender Nachfolger Schüssels an der Parteispitze. Schüssel ist – vorläufig? – Klubobmann.

Die ÖVP behält das Innenministerium, das bisher in jeder Regierung mit SPÖ-Beteiligung eine SPÖ-Domäne war. Die ÖVP behält auch das Finanzministerium, das bisher immer der Kanzler-Partei „gehörte". Kleiner Wermutstropfen: ein SPÖ-Staatssekretär als Aufpasser. Die ÖVP behält auch das Außenministerium, gibt aber das Verteidigungsministerium an die SPÖ ab – ein Danaergeschenk, das schon 2000 zum Niedergang der FPÖ beigetragen hatte. Neuer Verteidigungsminister ist der bisherige SPÖ-Zentralsekretär Darabos, ein lupenreiner Parteisoldat und zuletzt SPÖ-Zentralsekretär, noch dazu ein „Zivildiener aus Gewissensgründen". Unterricht und Kunst gehen an die SPÖ – doch diese Bereiche waren bisher schon in derart „fortschrittlichen" Händen, daß es nicht schlimmer werden kann.

Koalitionsbedingt erhöht sich die Zahl der Regierungsmitglieder.

»ÖVP-Regierung mit rotem Kanzler«

Um nicht allzu viele Wahlversprechen brechen zu müssen, erhöht man auch Steuern und Abgaben – so die Krankenkassenbeiträge und damit die Lohnnebenkosten (ein Umfaller der ÖVP), die Mineralölsteuer, die Lkw-Maut und voraussichtlich auch die Autobahn-Vignette für Pkw. Trotz allem wird auch das Budget-Defizit um gut einen halben Prozentpunkt wachsen – aber da liegt man ja im europäischen Trend.

Das Wahlversprechen der SPÖ, die Anschaffung der „Eurofighter" rückgängig zu machen, wird sich kaum realisieren lassen. Damit muß sich nun ein Zivildiener herumschlagen. Doch der kann sich vielleicht hinter dem im Oktober gegen die ÖVP gerichteten parlamentarischen Untersuchungsausschuß verschanzen, den die SPÖ zusammen mit der FPÖ und den Grünen beschlossen hatte. Der zweite Ausschuß – über „Bawag", Bankenaufsicht und dergleichen – dürfte allerdings sanft entschlafen, denn da sitzen SPÖ und ÖVP im selben Boot.

Die Abschaffung der Studiengebühren – das andere kategorische SPÖ-Versprechen – wird „salomonisch" gelöst: Die betroffenen Studenten werden von den Gebühren befreit, wenn sie zweieinhalb Stunden wöchentlich nicht näher definierte „soziale Arbeit" verrichten. Mit der Durchführung – die erheblichen Verwaltungsaufwand bedeutet – muß sich der ÖVP-Wissenschaftsminister herumschlagen. Da sich dieser „Arbeitsdienst" auf sechs Euro Stundenlohn umrechnen läßt, herrscht Aufstand an der „SPÖ-Basis", sprich bei den Gewerkschaftern und bei den lautstarken Studentenfunktionären. So kam es auch diesmal bei der Ernennung zu heftigen Protesten. Immerhin reichten die massiven Absperrungen der Polizei, und die Regierungsmitglieder konnten die 50 Meter vom Bundeskanzleramt zum Bundespräsidenten oberirdisch zurücklegen – nicht wie 2000 durch den unterirdischen „Geheimgang".

Das „Kleingedruckte" in der Regierungserklärung wird den Österreichern wohl erst im Laufe der Zeit bewußt werden. Die Oppositionsparteien, allen voran die FPÖ, verspüren jedenfalls deutlichen Aufwind.

Zu österreichisch

Václav Klaus blockiert wegen neuen Außenministers Regierung

Von R. G. Kerschhofer

Fast zeitgleich mit Wien wurde vorige Woche auch in Prag eine neue Regierung gebildet. Premierminister Mirek Topolánek dürfte es aber um einiges schwerer haben als sein österreichischer Kollege. Denn die Dreier-Koalition aus Topoláneks eigener Partei ODS sowie aus Christdemokraten und Grünen verfügt über nur 100 der 200 Parlamentssitze, und in der ODS selbst gärt es, weil „die wichtigsten Ministerien" an die kleinen Koalitionspartner gehen – das Finanz- und das für EU-Gelder zuständige Regionalministerium an die Christdemokraten und das Außenministerium an die Grünen. Es ist also mehr als fraglich, ob Topolánek die innerhalb von 30 Tagen erforderliche Vertrauensabstimmung übersteht.

Bei den Wahlen vom Juni 2006 hatten die regierenden Sozialdemokraten ihre relative Mehrheit verloren. Die liberalkonservative Bürgerpartei ODS errang zwar 81 Mandate, aber die ausersehenen Koalitionspartner schnitten schwach ab – die Christdemokraten mit 13 und die Grünen mit sechs Sitzen. Seither herrschte eine Pattsituation. Staatspräsident Václav Klaus, der als Chef der ODS von 1992 bis 1997 Ministerpräsident gewesen war, tat sein Möglichstes, um die ungeliebte Regierungsvariante zu verhindern oder wenigstens zu verzögern, und auch bei der Ernennung selbst sparte er nicht mit süffisanten Bemerkungen.

Besonderer Stein des Anstoßes war und ist für den Präsidenten die Bestellung von Fürst Karl zu Schwarzenberg zum Außenminister, wobei verschiedene sachliche und persönliche Gründe mitspielen. Schwarzenberg, Jahrgang 1937, entstammt einer Nebenlinie des fränkischen Geschlechts. Er floh 1948 mit seinen Eltern nach Wien und wurde später von Chef der Hauptlinie, der selbst keine männlichen Erben hatte, adoptiert. Er verbrachte den größten Teil seines Lebens in Österreich und ist bis heute als „Kari" Teil des Wiener Gesellschaftslebens. Er ist tschechischer und Schweizer Staatsbürger, die österreichische Staatsbürgerschaft hatte er aber nie.



Teil des Wiener Gesellschaftslebens: Karl von Schwarzenberg

Nach der Wende betonte er sein Tschechentum – tatsächlich spricht er perfekt Tschechisch – wurde Kabinetts-Chef („Kanzler") von Präsident Václav Havel und erhielt als Tscheche die von den Kommunisten enteigneten Familienbesitzungen zurück. Letzteres brachte ihm bei den Tschechen selbst – und wohl auch bei vielen aus anderen Gründen Enteigneten – nicht nur Sympathien ein. Schwarzenberg ist heute ein Grüner. Für Klaus ist Schwarzenberg aber auch zu „österreichisch", und ein Hauptstreitpunkt zwischen den beiden Nachbarländern ist nun einmal das grenznahe südböhmische AKW Temelín, gegen das alle österreichischen Parteien, besonders heftig aber die Grünen seit Jahren mobil machen. Nun, vielleicht gibt es ohnehin ein Mißtrauensvotum und dann nach Neuwahlen eine „große" Koalition.

Der tschechische Adel war in der Zeit der „Glaubenskriege", die im Grunde nur religiös verbrämte Raubkriege der Reichsfürsten und mancher Nachbarn waren, teilweise „ausgewechselt" worden: Die Güter protestantischer Adeliger wurden eingezogen und an katholische Adelige aus dem Reich und aus anderen habsburgischen Landen weitergegeben.

Alles auf eine Karte gesetzt

US-Präsident schickt gegen den Willen seiner Generale mehr Truppen in den Irak

Von Jörg Schmitz

Es ist Protest-Ritual, auch an diesem bewölkten, aber fast schon frühlingshaften Freitag in Washington D.C. Ein Chor singt, um den Hals tragen ein paar dutzend Kriegsgegner unter anderem Bilder des amerikanischen Vizepräsidenten Dick Cheney: „Amtsenthebung für Satan“ und ähnliches steht darauf.

Es ist der Freitag, als US-Präsident Bushs wohl mächtigster Verbündeter, der republikanische Über-Senator McCain, sich mit all jenen im konservativen „American Enterprise Institut“ (AEI) trifft, die noch an den Sieg im Irak glauben – oder glauben wollen. Das konservative AEI ist die traditionelle Heimat der amerikanischen Neokonservativen. Vor dem Krieg war hier viel von „Blumen für die Befreier“ die Rede und davon, daß ein Irak ohne Saddam Hussein die iranischen Oppositionellen ermuntern und die syrische Staatsführung einschüchtern würde. Es war ein kühner Traum. Jetzt, wenige Tage nachdem Bush seine Irak-Strategie dargelegt hat, ist der Ton auch im „American Enterprise Institute“ wesentlich nüchterner.

Bushs lange erwartete Fernsehansprache an die Nation hatte all jene bestätigt, die ihn als beratungsresistenten, wirklichkeitsfremden Meister des Wunschdenkens und der trügerischen Hoffnungen sehen. Als hätte es nie die Kongreßwahl vom November gegeben, bei denen die Wähler Bushs Republikaner ohne Gnade abstraften, schleuderte der Präsident der kriegsmüden Öffentlichkeit eine trotzige Aufforderung zum Durchhalten entgegen. Unbeirrt sprach er von „Sieg“. Über 20 000 zusätzliche Soldaten, ein Aufbauprogramm, die Stärkung und Einbindung von Iraks Sicherheitskräften sollen zu jenem Sieg führen, den die meisten derzeit partout nicht erkennen können. Über die Empfehlungen der Baker-Kommission setzt sich der US-Präsident damit beinahe vollständig hinweg.

Skeptisch sind nicht nur die ehemaligen, sondern auch die aktiven Generäle gegenüber der Bush-Strategie. Stets hat Bush beteuert, er werde die Truppen im Irak nur verstärken, wenn seine Kommandeure vor Ort dies fordern. Jetzt handelt er gegen den erklärten Willen der bisherigen Oberkommandierenden im Irak – und tauscht sie deshalb kurzerhand aus. So wird es endgültig Bushs Krieg.

Wahr ist: Im fünften Jahr des Krieges, nach Zehntausenden Toten, existiert immer noch keine klare Strategie für den Irak. Alle Versuche endeten im Desaster. Zunächst tönte man, nach spätestens sechs Monaten sei es vorbei, die US-Truppen würden siegreich abziehen, im Irak die Demokratie blühen. Dann folgte das Konzept „clear, hold, build“, „säubern, halten, aufbauen“, ein leeres Motto.

Denn nie gab es ausreichend Truppen dafür, noch nicht mal genügend Dolmetscher zur „Kontaktaufnahme“ mit der lokalen Bevölkerung. So konnten rasch wieder die Milizen mit ihren Killerkommandos in die „gesäuberten“ Stadtviertel einsickern, um die ethnische Säuberung voranzutreiben. Und bei ihnen, den schiitischen und sunnitischen Milizen, muß die Bevölkerung nun Schutz suchen. Seit einem Jahr gilt die „Hand-Over-Strategie“, vor allem Hilfe beim Aufbau der irakischen Armee. Offiziell zählt die irakische Armee 325 000 Mann. Doch als Armee existiert sie nicht. Es existieren nur verschiedene bewaffnete Gruppen, Kurden und Sunniten und Schiiten, die um Macht und Öl kämpfen. Und die Experten wissen auch: Die irakische Regierung unter dem schiitischen Ministerpräsidenten El-Maliki will die von Bush so beschworene nationale Einheit nicht. Maliki ist abhängig von dem Wohlwollen des radikalen schiitischen Predigers Moktada El-Sadr, Herr über die Mahdi-Armee, die größte der schiitischen Milizen. Sadr wiederum will die schiitische Dominanz im Irak festigen, hat also kein Interesse an einem Erfolg der Bush-Strategie, die auf einen gerechten Ausgleich von Sunniten und Schiiten abzielt.

Bislang jedenfalls hat Maliki nichts unternommen, was Sadrs Interesse zuwiderläuft, und die Hoffnung, daß er jetzt entschieden etwa für eine Entwaffnung der Mahdi-Armee eintritt, kann als weitgehend illusorisch betrachtet werden. Allenfalls der schiitische Großayatollah El-Sistani hat die Macht, Sadr in die Grenzen zu weisen, aber Sistani hat wiederholt klargestellt, daß er sich aus der Politik herauszuhalten gedenkt.

Sogar John McCain sieht in einem CNN-Interview kein Ende des Krieges. Und keinen Sieg. Konkrete Nachfragen beantwortet er ausweichend mit einem erschreckend entlarvenden Satz: "Ich bete jede Nacht, daß wir Erfolg haben.“

Gefangen im Labyrinth seiner absoluten Wahrheiten muß Bush an den Sieg glauben. Vor einigen Monaten hatte er einmal gesagt: „Ich kann es kaum ertragen, wenn ich Eltern treffe, die ihr Kind verloren haben. Ich weine, ich umarme sie. Ich muß weiterhin in der Lage sein, ihnen in die Augen zu schauen und zu sagen: Wir gewinnen. Ich kann einfach nicht so tun, als ob.“

Das abschließende Urteil über die stürmische Amtszeit von US-Präsident George W. Bush wird einer künftigen Generation von Historikern vorbehalten sein. Vielleicht wird ein Gelehrter für ihn einmal den Begriff des "Spieler-Präsidenten“ prägen und dabei auf jene Rede verweisen, in der Bush seine Irak-Strategie dargelegt hat. Wie ein Zocker, dem der Totalverlust des Einsatzes droht, setzte Bush darin alles auf eine Karte. Er muß siegen. Um jeden Preis.



US-Marines in Anbar: Sie sollen 4000 Mann Verstärkung erhalten, weitere 17 500 Soldaten sollen nach Bagdad. Foto: Irak

Die wichtigsten Punkte der Irak-Strategie

TRUPPENAUFSTOCKUNG

Bush will 21 500 zusätzliche US-Soldaten in den Irak entsenden. 17 500 sollen die Sicherheitslage in der Hauptstadt Bagdad verbessern. 4000 Marineinfanteristen werden in der Provinz El-Anbar stationiert, in der El-Kaida aktiv ist. Derzeit sind rund 132 000 US-Soldaten im Irak stationiert. Drei bereits im Land stationierte Brigaden sollen in die Hauptstadt verlegt werden. Die US-Truppen sollen vor allem die irakischen Sicherheitskräfte beim Schutz der Zivilbevölkerung unterstützen. Bis November soll die Kontrolle des gesamten Landes an die irakische Armee übergeben werden. Die Kosten für die Truppenaufstockung belaufen sich auf 5,6 Milliarden Dollar (4,3 Milliarden Euro).

FINANZHILFE

Knapp 1,2 Milliarden Dollar (rund 900 Millionen Euro) Finanzhilfe will die US-Regierung in den Wiederaufbau und die Wirtschaft des Landes stecken. Dazu gehört auch ein Arbeitsbeschaffungsprogramm für Bagdad und El-Anbar. Der Irak soll den Aufbau mit weiteren zehn Milliarden Dollar fördern. In den vergangenen vier Jahren haben die USA nach Berechnungen der Nachrichtenagentur AFP bereits 350 Milliarden Dollar für den Irak-Krieg ausgegeben.

ZIELE FÜR IRAKS REGIERUNG

Bush will der irakischen Regierung eine Reihe von politischen und wirtschaftlichen Zielvorgaben machen. Um das Land zu stabilisieren, sollen unter anderem die Sunniten stärker in die Politik eingebunden werden. Die Beschränkungen für ehemalige Anhänger der formal aufgelösten Baath-Partei des hingerichteten Ex-Präsidenten Saddam Hussein sollen gelockert werden. Zu den Bemühungen gehört auch ein im kommenden Monat zu beschließendes Gesetz zur gerechten Verteilung der Öleinkünfte des Landes. *J. S.*

Hexenkessel Irak – Wer kämpft gegen wen?

Warum Bush grundsätzlich nur aufs falsche Pferd setzen kann

Von R. G. Kerschhofer

Als Nuri El-Maliki im Mai 2006 Ministerpräsident wurde, ruhte auf ihm die ganze Hoffnung der US-Regierung. Von Bush wurde er erst kürzlich wieder als der "richtige Mann für den Irak“ und als "starker Führer“ bezeichnet. Aber schon im Juli zog er sich den Unmut gewisser Lobbies zu, als er Verständnis für die schiitische Hisbollah im Libanon erkennen ließ. Und die Hinrichtung Saddam Husseins, bei der Vertreter der schiitischen Sadr-Milizen eine Art Rache-Ritual vollziehen konnten, zeigte, daß er entweder kein „starker Führer“ oder kein „lupenreiner Demokrat“ ist.

Man hätte es wissen müssen: El-Maliki ist Führungsfigur der "Da'wa“-Partei, die der Westen früher als Terrororganisation behandelte. Diese „Partei der Islamischen Mission“ ist zweitgrößter Partner in der "Vereinigten Irakischen Allianz“, welche im Dezember 2005 auf 41 Prozent der Wählerstimmen kam. Größte Partei ist der „Oberste Rat für die Islamische Revolution im Irak“ (SCIRI), dessen Führung im iranischen Exil war und einen „Gottesstaat“ will. Nicht so Großayatollah Ali El-Sistani, der die Allianz, aber keine Partei unterstützt. Er erklärte sogar die Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht für „zulässig“ und steht damit im Gegensatz zu Moktada El-Sadr, der selbst zwar nicht zur „hohen Geistlichkeit“ zählt, aber die „Mahdi-Armee“, die größte schiitische Miliz, anführt.

Die schiitische Allianz bildet mit der „Demokratischen Patriotischen Allianz Kurdistans“, die auf knapp 22 Prozent kam, die jetzige Koalitionsregierung. Die kurdische Allianz selbst besteht aus den Parteien des Talabani-Klans PUK und des Barzani-Klans KDP, aus drei marxistischen Kleinparteien sowie einer turkmenischen und einer „Chaldäischen“ Partei. Das allein illustriert, auf welch tönernen Füßen das Gebäude steht. Und dann gibt es ja noch die Sunniten, auf welche sich die jetzt verbotene Baath-Partei hauptsächlich gestützt hatte. Genauer gesagt, die sunnitischen Araber, denn auch die Kurden sind fast ausschließlich Sunniten. Vor 2003 dürften von etwa 27 Millionen Irakern mehr als drei Viertel Araber und etwa 20 Prozent Kurden gewesen sein, während Turkmenen, Perser, Aramäer und Armenier zusammen rund drei Prozent ausmachten. Etwa 97 Prozent der Iraker waren Muslime, davon ein Drittel Sunniten. Die etwa drei Prozent Christen bestanden aus mit Rom unierten Chaldäern, aus „Assyrern“ und Armeniern.

Seither haben weit über eine Million Iraker das Land verlassen, die meisten davon arabische Sunniten. Aber auch rund die Hälfte aller Christen dürfte inzwischen ausgewandert sein, denn mit dem Schutz durch die „weltliche“ Baath-Partei ist es vorbei. (Saddam Husseins Vize-Premier und zeitweiliger Außenminister Tarek Asis ist Chaldäer. Er war als einer der ersten Iraker schon vor 50 Jahren – vermutlich noch vor Saddam Hussein – der ursprünglich panarabischen „sozialistischen“ Baath-Partei beigetreten.)

Ein weiterer Aspekt ist die „Stammeszugehörigkeit“ – deren Bedeutung sowohl über- als auch unterschätzt wird. Im gesamten Orient dreht sich die Konversation oft um Verwandtschafts- und Herkunftsverhältnisse. Jeder weiß, wohin er gehört, und man weiß voneinander, wer wie mit wem verwandt ist. Verstärkend wirkt, daß Ehen unter Blutsverwandten selbst bei Christen keine Seltenheit sind.

Doch es gibt die Redensart: „Ich gegen meinen Bruder, ich und mein Bruder gegen meinen Vetter, ich und mein Bruder und mein Vetter gegen den Fremden.“ Eine „nationale“ Identität ist nur dort vorhanden, wo es eine alte Tradition gibt – wie in Ägypten – oder ein gemeinsames Feindbild – wie bei den Palästinensern. Just einem Saddam Hussein war es gelungen, mit Anleihen bei den alten Babyloniern Ansätze eines „irakischen“ Nationalbewußtseins künstlich zu schaffen. Das ist vorbei.

El-Maliki kündigte an, gleichermaßen gegen alle Milizen, auch gegen schiitische, vorgehen zu wollen. Doch Polizei und Armee wären dazu gar nicht in der Lage, und beide sind zudem von schiitischen Milizen unterwandert. Zu bezweifeln ist auch, daß El-Maliki wie geplant drei kurdische Brigaden nach Bagdad verlegen kann, denn die Kurden haben am übrigen Irak kein Interesse. Die Kurden, bisher der relativ verläßlichste Partner der USA, sind außerdem erbost über die US-Aktion gegen das iranische „Konsulat“ in Erbil – für sie eine Verletzung ihrer „Souveränität“. Unter diesen Umständen dürften auch die zusätzlichen US-Truppen keine nennenswerte Verbesserung herbeiführen können, nicht einmal in Bagdad. Also weiter „im Osten nichts Neues“.

Milizen und Terroristen

Die diversen Gruppen sind kaum zu unterwandern und daher selbst von Geheimdiensten schwer einzuschätzen. Eine „kriminalistische“ Zuordnung der täglich etwa 100 Anschläge ist meist unmöglich, und der Mythisierung durch die eigene wie die gegnerische Propaganda ist Tür und Tor geöffnet. Am meisten gilt dies für die „El-Kaida“, deren importierte Aktivisten zahlenmäßig unbedeutend, doch für Selbstmord-Attentate berüchtigt sind. Allerdings ist ein Selbstmord-Attentat längst kein Beweis dafür, daß El-Kaida dahintersteckt.

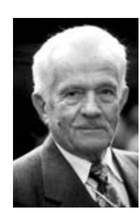
Radikal islamistisch ist auch die kurdisch-arabische „Armee der Helfer der Sunna“, der Verbindungen zur El-Kaida nachgesagt werden. Die übrigen sunnitischen Milizen dürften vorwiegend aus untergetauchten Baath-Leuten und Armeeangehörigen bestehen – daher auch ihre Effektivität bei Angriffen auf Polizei, Armee und Besatzungstruppen.

Auf schiitischer Seite gibt es neben lokalen Kleingruppen die "Badr-Milizen“ der schiitischen Partei SCIRI, die den Südirak weitgehend beherrschen. Mit Abstand größte Gruppe ist die schiitische „Mahdi-Armee“, auch „Sadr-Milizen“ genannt, von Moktada El-Sadr.

Die Mahdi-Armee, die den Irak als Gesamtstaat erhalten möchte, lieferte den Badr-Milizen wiederholt heftige Scharmützel und arbeitet gegen die Besatzungsmacht sogar mit sunnitischen Milizen zusammen.

Die Milizen gelten heute größtenteils als „selbsttragend“, das heißt, sie finanzieren sich aus Öl-Schmuggel, Löse- und Schutzgelderpressung, Geldfälschung und dergleichen. *RGK*

»Moment mal!«



Der Rosa Luxemburg haben wir's geschworen

Von KLAUS RAINER RÖHL

Wenn man in Berlin eine beliebige Veranstaltung besucht, zu der „alle" hingehen – Brechtlesung, Vortrag, Buchvorstellung, Filmfestspiele, Theaterpremiere, Ausstellungseröffnung – kann man sie sehen, die Oldtimer der SED und des Westberliner Ablegers SEW (West-Berlin). Denn es gibt ja nicht nur Alt-68er und Altlinke, sondern auch alte SED- und SEW-Kader, ihre Mitläufer und Vorbeter. Vor der Wende bevölkerten sie jede Veranstaltung in Ost-Berlin, eine Schrecksekunde lang waren sie verschwunden und gleich nach der Wiedervereinigung waren sie wieder da.

Leicht zu erkennen. Schwarze Hose, schwarzer Pulli, schwarze Jacke, unterschiedlich schick, die Haare grau bis weiß. Prägnante, durchfurchte Gesichter, weniger von der Sorge um die Menschheit und angestrengtem Nachdenken als vom nächtlichen Herumsitzen in Kneipen und verschärftem Saufen zerfurcht, zeigen sie sich ernst, aber zynisch. Immer leicht grinsend. Unerreichtes Vorbild für alle ist Heiner Müller. Oder Markus Wolf, je nachdem. Der Sozialismus ist hin, so oder so kaputt. Honecker war nur doof, aber Gorbatschow hat uns verraten. Stasi – na und? Opposition gegen Honecker, klar. Am Prenzlauer Berg, in den privaten Künstlerkneipen, Lesungen und Vernissagen hingen sie alle mal herum, man konnte nie so genau unterscheiden, ob Dissident oder IM. Die Grenzen waren fließend, der Film „Das Leben der Anderen" zeigt es ganz gut. Sie bleiben die Alten, die Genossen von einst, und blieben auch irgendwie oben. Manche haben sich nach der Wende mit Geld, das irgendwoher plötzlich da war, „übrig" war, selbständig gemacht und verdienen jetzt richtig viel Geld, andere sind beim Senat angestellt, manche haben eine Kneipe, mit Kabarett, machen irgendein „Projekt", Literatur, Kunst, Film, einen Verlag, Zeitschriften. Alle haben Verbindungen zum Ausland, zu solchen, wie sie es sind. Manche sind inzwischen gestorben, auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof beerdigt, wo Brecht liegt und alle. Bei der Beerdigung sind auch wieder „alle" da, man hat einfach das Bedürfnis, die alten Genossen wiederzusehen, sich auch zu zeigen. Freundschaft siegt. In Berlin ist, von außen wenig beachtet, längst eine Parallelwelt entstanden. Man wählt, in einigen Bezirken, schon mehrheitlich SED-Kandidaten, man ist stark genug, um sich den Sozialdemokraten als verläßlicher Koalitionspartner anbieten zu können, man liest eigene Zeitungen und Zeitschriften und Mitteilungsblätter. Außer der „Jungen Welt" gibt es die Tageszeitung „Neues Deutschland", es gibt die „Weltbühne", ein unbedeutendes Plagiat einer einst berühmten Wochenzeitschrift, es gibt sogar ein eigenes Satire-Blatt, den „Eulenspiegel", Kabaretts und Theater, die man bevorzugt, und Kneipen und Lokale unterschiedlicher Größe und Ausstattung. Dahin geht man und man zeigt sich gern in der Öffentlichkeit. Ganz besonders am 15. Januar, zur Rosa-Luxemburg-Demonstration. Die frühere Zeitung der „Freien Deutschen Jugend" (FDJ) „Junge Welt", damals in einer Millionenauflage verbreitet, heute ein kleines Wochenblättchen für Hartgesottene, ist immer dabei und bildet so etwas wie einen kollektiven Organisator. Zur Rosa-Luxemburg-Demonstration kommen „alle".

Ursprünglich war die Demonstration am Jahrestag der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg durch deutsche Freicorps-Soldaten in den Wirren des Bürgerkriegs von 1919 eher eine Art Pflichtübung in der DDR gewesen. Rosa Luxemburg war den stalinistischen Bürokraten nicht ganz geheuer. Hieß es doch, sie habe in den 20er Jahren Kritik an der Sowjetunion geübt und sogar „Freiheit für die Andersdenkenden" (Sozialisten) verlangt. Nicht zuletzt deswegen war sie für die westdeutschen Linken aller Schattierungen eine Art Ikone geworden und der Dichter Erich Fried wußte nichts Ehrenvolleres über die Terroristin Ulrike Meinhof zu sagen, als daß er rühmte, sie sei eine Rosa Luxemburg unserer Tage.



Alle Jahre wieder: In Berlin leben viele Anhänger der Roten Rosa. Die alten SED-Kreise sind in der Stadt fest etabliert. Foto: ddp

Der Jahrestag wurde in der alten DDR jedenfalls mit einem Massenaufmarsch, aber ohne großes Echo begangen. Das änderte sich, als kurz vor der Wende die „antifaschistische Demonstration" unerwarteten Zulauf durch die Dissidenten gegen das marode Honecker-Regime erhielt.

Die Oppositionellen erschienen massenhaft zu der Demonstration und führten selbstgemalte Transparente mit sich, auf denen sie „Freiheit für die Andersdenkenden" verlangten und eigene Forderungen und Slogans dazu stellten. Die Stasi war zunächst machtlos, die Rosa-Luxemburg-Demonstration kam groß ins Westfernsehen, aber die DDR löste sich ohnehin kurze Zeit später auf. Zwei Jahre nach der Wiedervereinigung ließen die enttäuschten Anhänger des alten Regimes die Demonstration für die Märtyrerin als „antifaschistische Kampfdemonstration" und nostalgisches Familientreffen aller Gegner der Wiedervereinigung wiederaufleben und hatten unerwarteten Erfolg bei den Linken und Gewerkschaften im Westen der Stadt. Während die Nachfolgeorganisation der SED, die PDS, dahinkümmerte und nur in den einstigen Ballungsgebieten der Partei beachtliche Wahlerfolge erzielte, im Westen Berlins aber völlig bedeutungslos blieb, brachten die Organisatoren der Rosa-Luxemburg Demonstration in einigen Jahren schon mal über 100 000 Menschen zusammen, gegen Faschismus und Krieg. Sprich: Gegen die Amerikaner im Irak. Die alten Genossen stimmen dazu immer das in der DDR nicht mehr erwünschte Kampflied der KPD an, was schön zackig und abgehackt gesungen werden muß „Dem Karel Liebknecht haben wir's geschworen / der Rosa Luxemburg reichen wir die Hand!" Älteren Zeitgenossen der Hitler-Diktatur ist das Lied noch gut unter dem Text, „Dem Adolf Hitler habens wir's geschworen" in Erinnerung, die Lieder der totalitären Parteien wechselten häufig ihre Texte, die schöne Melodie blieb. Viele Berliner, vor allen aus der Gewerkschaftsjugend, machen ahnungslos bei solchen Propaganda-Festen mit. Das ist der Erfolg einer zähen, zielbewußten Kleinarbeit der Organisatoren um die Zeitung „Junge Welt" unter potentiellen Bündnispartnern, die nicht nur den „Deutschen Freidenker Verband", Attac und viele andere linkssektiererische Grüppchen erreichen, sondern wichtige Gewerkschaften wie die DGB-Jugend, die IG Metall und Ver.di.

Am Vorabend der Demonstration, die diesmal eher bescheiden ausfiel, findet seit langem, ebenfalls auf Einladung der „Jungen Welt", eine sogenannte Rosa-Luxemburg-Konferenz statt, auf der Altlinke aus aller Welt zum Beispiel über „Geschichte und Gegenwart antiimperialistischer Bewegungen und Perspektiven gesellschaftlicher Veränderungen" diskutieren. In diesem Jahr waren die Organisatoren der Konferenz ein bißchen zu weit vorgeprescht. So lud das Rosa-Luxemburg-Komitee den praktizierenden baskischen Terroristenführer Arnoldo Otegi als Ehrengast ein. Eine besonders aufschlußreiche Pointe: Otegi ist ein führendes Mitglied der baskischen Terror-Organisation ETA, deren jüngster Anschlag auf ein Parkhaus in Madrid gerade zwei Todesopfer forderte. Otegi, von den Veranstaltern als „Diplom-Philosoph" vorgestellt, lebt seit vielen Jahren im Untergrund, saß wegen Beteiligung an einer Entführung sechs Jahre im Gefängnis. 2006 wurde er wegen Anstiftung zu mehr als 100 Gewalttaten erneut zu 15 Monaten Haft verurteilt, aber gegen eine hohe Kaution entlassen.

Er gab der „Jungen Welt" ein ausführliches Interview über seinen schönen, revolutionären Alltag und sollte nun per Video-Schaltung vor dem Publikum der Rosa-Luxemburg-Konferenz erscheinen. Terror für Andersdenkende?

In jeder richtigen Großstadt der Welt gibt es ein paar zehntausend Verrückte, Geistheiler, Veganer, Lederschwule, Hare-Krishna-Anhänger und andere Sekten. Sie tun kaum jemanden etwas zuleide, außer sich selber und ihren Kindern, die oft für ihr Leben seelisch verkrüppelt und lernunfähig gemacht werden. Es gibt viele Verrückte und Verwirrte in der Welt. In Berlin sitzen die Verwirrten im Senat und regieren mit. Sie sind Antifaschisten, sind gegen Hitler – gegen Stalin hört man von ihnen kein Wort. Im Gegenteil, entschiedene, leidenschaftliche Stalinanhänger wie die Gruppe um Sara Wagenknecht sind eine geachtete Fraktion in der Partei. Wahrscheinlich war Sara Wagenknecht auch auf der Rosa-Luxemburg-Demo und hat es Rosa-Luxemburg geschworen. Wenn wir nur wüßten, was. Wir hätten gern mehr Informationen. Genauere Informationen, die die Berliner Gewerkschafts-Funktionäre über die Organisatoren solcher und ähnlicher Veranstaltungen nicht einholen mochten. So viel wissen wir nun über die Veranstalter: Ihre selektive Wahrnehmung, was für Terror, Mord und Folter in der Welt gehalten werden darf und was nicht, läßt die ganze westliche Welt als Verursacher von Krieg, Rassismus und Terror erscheinen, gegen den jedes Mittel recht ist, Einschließlich Krieg, Terror und Folter.

Diese „Sozialisten" verhinderten am Dienstag fast (je nach Entscheidung!) die Wahl Wolf Biermanns zum Ehrenbürger Berlins. Es war die späte Rache der SED an dem Abweichler, der Freiheit für die Andersdenkenden einforderte.

Wo Natur und Musik sich vereinen

Das Festival »Kammeroper Schloß Rheinsberg« bietet auch in diesem Jahr einzigartigen Kunstgenuß

Von SILKE OSMAN

Wer in diesen Tagen durch den Schloßpark von Rheinsberg spaziert, der wird allenfalls von den Regentropfen fasziniert sein, die, wie Diamanten blitzend, an den kahlen Zweigen der Bäume hängen. Kaum vorstellbar, daß hier einmal wieder Menschen flanieren werden, die sich an der Natur erfreuen und den Ausblick auf das Schloß und seine Nebengebäude genießen. Kaum vorstellbar auch, daß hier in wenigen Monaten junge Sängerinnen und Sänger für ihren großen Auftritt proben werden. Über 400 junge Opernsänger aus aller Welt wetteifern derzeit um die begehrten Partien in den Aufführungen des Festivals „Kammeroper Schloß Rheinsberg". Eine Jury wählt die Besten aus, die dann in Rheinsberg den Besuchern des Festivals einzigartige Opernerlebnisse bieten werden. Einige Preisträger wird Kammersänger Jochen Kowalski schon am 12. April bei der Benefiz-Operngala in der Berliner „Mercedes-Welt" am Salzufer präsentieren.

Der 17. Rheinsberger Festivalsommer beginnt dann am 30. Juni mit einer konzertanten Aufführung im romantisch gelegenen Heckentheater. Diesmal steht Webers „Freischütz" auf dem Spielplan. Die beliebte Operngala folgt (ebenfalls im Heckentheater) am 5., 6. und 7. Juli. Erstmals wird ein Sänger, dessen Karriere in Rheinsberg begann, am 8. Juli ein Benefizkonzert geben. Aris Argiris hatte 2002 die Titelpartie in Mozarts „Don Giovanni" gesungen. Mittlerweile erhält er Engagements an den großen Opernhäusern Deutschlands und Europas. Der Erlös seiner Arien-Matinee im Schloßtheater wird dem Festival zugute kommen.

„Poetische Visionen" nannte Franz Liszt Robert Schumanns „Der Rose Pilgerfahrt". Das märchenhafte Oratorium wird am 14. und 15. Juli im Schloßtheater aufgeführt. Ab 10. August verwandelt sich das Rheinsberger Heckentheater in den Park von Windsor, wenn „Falstaff", Verdis letzte Oper, entstanden nach Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor", aufgeführt wird. Die „Kammeroper Schloß Rheinsberg" nimmt sich zum dritten Mal dieses Shakespeare-Stoffes an – nach „Falstaff" von Antonio Salieri (1995) und „Die lustigen Weiber von Windsor" des Königsbergers Otto Nicolai (1999).

Einen speziellen Gast erwartet man in Rheinsberg am 12. August. Dann bittet der Bundespräsident zu einem Benefizkonzert mit anschließendem Empfang ins Heckentheater. Preisträger der „Kammeroper Schloß Rheinsberg" werden berühmte Duette des Belcanto singen. Am 16. und 18. August schließlich kommen auch die jungen Komponisten der Rheinsberger Opernwerkstatt zu ihrem Recht. Unter dem Titel „Sehnsüchte" werden Szenen aus Opern aufgeführt, die sie in der Werkstatt erarbeitet haben.

Einen Genuß der besonderen Art bieten am 1. und 22. Juli die beliebten Matineen mit „Brunch" und der „Singende See" am 20., 21. und 29. Juli, bei dem das Publikum auf den Fahrgastschiffen der Reederei Halbeck Abendlieder hört, die a cappella vom Ufer erklingen, vorausgesetzt das Wetter macht mit.

Freunde der „Kammeroper Schloß Rheinsberg", welche die Festival-Lounge buchen, erwartet ein besonderer Abend. Im Schloßhotel Rheinsberg werden sie mit einem Einführungsvortrag auf die Aufführung eingestimmt, anschließend folgt ein Drei-Gänge-Menü, ehe man dann zur entsprechenden Aufführung geht. Rustikaler geht's bei einem Picknick auf einer eigens bereitgehaltenen Rasenfläche im Schloßpark zu, dort kann man sich in der Natur auf den Opernbesuch einstimmen.

„Im Mittelpunkt des Festivals stehen wie in jedem Jahr unsere wunderbaren Sänger, die wir im Januar aus allen Teilen der Welt in Berlin und Stockholm aussuchen werden", betonte Siegfried Matthus, der künstlerische Leiter des Festivals, im Gespräch mit der *PAZ*. Warum Stockholm? „In jedem Jahr wählen wir einen Ort in Europa oder Übersee, an dem wir neben dem Berliner Vorsingen die Interessenten bitten, sich dort vorzustellen", erläutert Matthus. „Im vergangenen Jahr waren wir in Prag und in diesem Jahr sind wir in Stockholm."

Was ist besonders an den Aufführungen in Rheinsberg, fragt sich der Musikfreund, der das Festival noch nicht besucht hat. Matthus: „Aufmerksam machen möchte ich auf ein für das Festival in Rheinsberg in dieser reinen Form immer wieder praktiziertes einmaliges ästhetisches Prinzip: die Verbindung zwischen Natur und Musik. Wenn an einem schönen Sommerabend eine Oper von den jugendlichen Stimmen gesungen im erleuchteten Heckentheater oder im Park erklingt, dann ist das ein Erlebnis, das Sie nirgendwo an einem Operntheater in der ganzen Welt finden."

Gibt es wieder einen Höhepunkt in der Gestaltung des Festivals? „Wir werden im kommenden Sommer unser Publikum zum Mitspielen auffordern. Vor der im Schloßtheater stattfindenden Donizetti-Oper ‚Der Liebestrank' werden wir in einer Parkwanderung unsere Gäste auffordern, in der schönen Anlage nach einem Liebestrank zu suchen. Wie das geschehen wird, das verrate ich nicht", schmunzelt Matthus. Man darf also gespannt sein.

Kartenbüro und Auskünfte über Unterkünfte: Tourist-Information Rheinsberg Telefon (03 39 31) 3 92 96.



Schloß Rheinsberg: In zauberhafter Umgebung klassische Musik genießen, das bietet das Festival Kammeroper Schloß Rheinsberg auch in diesem Sommer wieder. Foto: Osman

Auf geschwungenen Wegen

Schloßpark Rheinsberg: Wandel vom Rokokogarten zum Landschaftsgarten ist deutlich zu erkennen

Eingebettet in eine stille Seen- und Waldlandschaft 100 Kilometer nordwestlich von Berlin liegt der 26 Hektar große Garten des Schlosses Rheinsberg. Er gehört zu den wenigen Gärten Deutschlands, in denen der Wandel vom Rokokogarten zum frühen Landschaftsgarten deutlich ablesbar und der somit ein eindrucksvoller Spiegel der Umbrüche des 18. Jahrhunderts ist.

1734 kam Rheinsberg als Geschenk an den Kronprinzen und späteren König Friedrich II. Grundlegend für Gestalt von Schloß und Garten war die kurze Zeit des Wirkens seines Architekten G. W. von Knobelsdorff zwischen 1737 und 1740. Der Umriß der Schloßinsel und die Hauptachse des Gartens mit dem in Sanssouci wiederholten charakteristischen Gartenportal sowie die lange Querachse entstanden in dieser Zeit.

1744 schenkte Friedrich das Schloß seinem Bruder Heinrich. Die unter seiner Leitung ab 1752 in dem halben Jahrhundert bis zu seinem Tode ausgeführten Erweiterungen und Umgestaltungen ließen ein über 300 Hektar großes Gartenreich mit Boberow-Park und Remusinsel entstehen. 1752 wurde der Boberow-Wald durch bis heute bestehende Schneisen zum Park geformt. Ab 1753 entstanden die Feldsteingrotte und das Heckentheater. 1762 wurden als bühnenartiger Prospekt für die Schloßinsel jenseits des Grienericksees die Erdterrassen angelegt, deren Mitte seit 1790 der Obelisk für unbesungene Helden des Siebenjährigen Krieges betont. Zu den 1772 im Umfeld der Erdterrassen angepflanzten Alleen, die sich als eindrucksvolles Zeugnis erhalten haben, zählt die hinter dem Obelisken beginnende, in Brandenburg einzigartige Perspektivallee.

> Vom Obelisken hat man einen unvergleichlich schönen Blick auf das Schloß

Seitlich von ihr sind zwei für Rheinsberg charakteristische Trauer- und Erinnerungsmäler mit ihren vom Prinzen verfaßten französischen Inschriften erhalten: die Katakombe und die Malesherbes-Säule. Prinz Heinrich wurde 1802 in seinem Garten in der von ihm dafür bestimmten Grabpyramide beigesetzt.

Von der Schloßinsel mit ihren Marmorstatuen und den erstmals 1769 geschaffenen und 1998 rekonstruierten Blumenkörben schweift der Blick von der Feldsteingrotte im Garten zu den Erdterrassen mit dem Obelisken und der Perspektivallee in die Weite des waldumkränzten Grienericksees. Von der Mitte des Südflügels des Schlosses geht die Hauptachse des Gartens über den Rhin in das von zwei Sphinxen bewachte, im Sommer mit 50 Zitrusbäumchen im Schachbrettmuster bestellte Orangerieparterre. Zuvor führt links ein geschwungener Weg zur Grabpyramide und zum Heckentheater. Rechts finden wir in einem Heckenrondell Urne und Büste des Prinzen August Wilhelm. Der Querachse des Gartens folgend gelangt man zu dem in der Mitte eines ellipsenförmigen Platzes stehenden Salon und weiter zum Heckenparterre, zur Feldsteingrotte und zur Egeriagrotte. Der Besuch des Obelisken mit dem einmaligen Blick zurück zum Schloß ist unverzichtbar.

Das Durchwandern der anschließenden Alleen erfordert Zeit, für die der Gartenkenner jedoch reich entschädigt wird. Der angebotene Gartenplan ist dafür zu empfehlen. *spsg*

Der Park ist von 6 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit für Besucher zugänglich.
Das Schloß ist vom 1. April bis 31. Oktober Dienstag bis Sonntag von 10 bis 17 Uhr geöffnet, letzter Einlaß 17 Uhr; vom 1. November bis 31. März Dienstag bis Sonntag von 10 bis 16 Uhr, letzte Führung 16 Uhr, Besichtigung nur mit Führung, Montag geschlossen.

Hommage an E.T.A. Hoffmann

Sie waren zwei außergewöhnliche Männer, außergewöhnlich im Temperament, in ihrer Darstellungskraft. Kein Wunder, daß sich der Schauspieler Ludwig Devrient und der Dichter E.T.A. Hoffmann anfreundeten. Die beiden wohnten sogar im selben Haus Ecke Taubenstraße / Charlottenstraße hinter dem Gendarmenmarkt in Berlin. Beide Männer hegten auch eine Vorliebe für Rotwein, den sie regelmäßig im Weinhaus Lutter & Wegner in der Charlottenstraße, nur wenige Schritte von der Wohnung entfernt, zu sich nahmen. In



Devrient: „Auf unsere Freundschaft, E.T.A.!"

Berliner Zechbrüder: Ferry Ahrlés erinnert an E.T.A. Hoffmann und den Schauspieler Ludwig Devrient. Foto: kk

35 Zeichnungen hat der Maler und Graphiker Ferry Ahrlés Leben und Werk des Königsbergers Hoffmann nun festgehalten. Zu sehen sind die kleinformatigen Blätter in der E.T.A. Hoffmann-Stube bei Lutter & Wegner, Charlottenstraße 57, Berlin Mitte. Eine gelungene Hommage an einen originellen Geist. *o-n*

Neumeier in Oberammergau

Im Jahre 2005 nahm Oberammergau mit „König David" eine Tradition des 18. Jahrhunderts wieder auf: Auch zwischen den Passionsspielen kommen religiöse Aufführungen in das Passionstheater, dessen neues Dach im Frühjahr 2007 fertiggestellt sein wird. Im Münchner Presseclub stellte Passionsspielleiter Christian Stückl nun seine Pläne für 2007 vor.

Vom 15. Juni bis 7. Juli gibt es acht Vorführungen des biblischen Schauspiels „Jeremias" nach einer Vorlage von Stefan Zweig, die Stückl derzeit bearbeitet. Der Prophet Jeremias steht im Mittelpunkt dieses großen Volksstücks mit rund 400 Spielern, von denen sich einige natürlich für Hauptrollen im Passionsspiel 2010 profilieren wollen. In Judäa, so Stückl, herrschte das große „Tohuwabohu", das Volk huldigte dem Götzendienst. Jeremias rief vergeblich zur Umkehr auf, die vorhergesagte Strafe kam 605 vor Christus mit der Eroberung Judäas durch den König Nebukadnezar. Jerusalem ging in Flammen auf ...

Wegen der Witterung im offenen Passionshaus wird die Matthäus-Passion nicht am Karfreitag, sondern am 21. / 22. Juli durch das Hamburger Ballett mit dem Münchener Bachchor, dem Münchner Rundfunkorchester und dem Kammerchor Oberammergau aufgeführt. Die Fassung verantwortet der Amerikaner John Neumeier, der zu den bedeutenden Choreographen der Gegenwart zählt und für die 41 Tänzer eine Vergrößerung der Bühne in Oberammergau durchsetzte. Neumeier, seit 1996 Ballettdirektor und Chefchoreograph in Hamburg über sich selbst: „Ich bin Christ und Tänzer."

Norbert Matern

Wenn Mode unter die Haut geht

Tätowierungen und Piercings sind allen Unkenrufen zum Trotz immer noch beliebt

Von CORINNA WEINERT

Was vor Jahren noch schockierend oder zumindest irritierend wirkte, ist längst gesellschaftsfähig geworden: Tattoos und Piercings – Schmuck, der unter die Haut geht. Hatten Tätowierungen ursprünglich in unserer Gesellschaft das Stigma des leichtlebigen Matrosen oder des Sträflings, erfreuten sie sich spätestens seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts – nunmehr unter der Bezeichnung „Tattoos“ – großer Beliebtheit und wurden Ausdruck einer Gesellschaft, die im Rahmen ihrer auf das äußere Erscheinungsbild gestützten Identitätsfindung auch mit Techniken wie dem Piercing auf Praktiken vorzivilisatorischer Kulturen zurückgreift.

Der jüngsten Allensbach-Untersuchung zufolge verlieren Tattoos und Piercings bei den Deutschen allerdings an Popularität: Tätowierungen finden 41 Prozent der Deutschen inzwischen nicht mehr zeitgemäß; vor drei Jahren meinten das nur 29 Prozent. Auch Piercings verlieren an Popularität. Vor drei Jahren hielten noch 61 Prozent der Deutschen diese Art von Körperschmuck für modern, derzeit sagten das nur noch 41 Prozent. Sind Körperverzierungen bei den Deutschen wirklich nicht mehr angesagt?

„Das kann ich so nicht bestätigen“, sagt Günter G. (52), dem seit 22 Jahren „Die älteste Tätowierstube in Deutschland“ auf der Hamburger Reeperbahn gehört. „Es lassen sich weniger Leute tätowieren als früher“, fügt er hinzu, „aber die es tun, die tun es bewußt.“ Die Körperregion sei Modesache, wie er meint, bei den Motiven wären chinesische Schriftzeichen, Engel, Herzen, Kreuze und Namen derzeit im Trend, und das sowohl bei Männern als auch bei Frauen.

Olly K. (41), der mit der „Scindoctors Tattoo Company“ in der Hansestadt vor 13 Jahren das erste Tattoo- und Piercingstudio außerhalb der Reeperbahn eröffnete, stimmt Günter zu. „Es gibt eine große Anzahl verschiedener Tattoostile, modern und sehr verbreitet sind derzeit Tribal-Tattoo-Motive und chinesische Schriftzeichen“, so Olly. „Das ‚Tribal‘ basiert auf alten Stammestraditionen und zeichnet sich durch seine verschlungenen Formen aus. Chinesische Schriftzeichen werden von Frauen und Männern gleichermaßen nachgefragt. Nacken und Wirbelsäule sind hierfür beliebte Stellen, Frauen lassen sich zudem gern in der Leiste und am Handgelenk tätowieren, Männer auf Oberarm, Unterarm und Wade“, erklärt er.

Aktuell sind daneben die Tattoostile „Celtic“ (knotenartige Symbole, aber auch Tiermotive mit verschiedenen Schattierungen meistens in einer Farbe), „Biomechanic“ (Kombination aus mechanischem Aufbau und anatomischen Abbildungen), „Phantasy“ (Fabelwesen, Magier), „Religion“ (Kreuze sowie Abbildungen von Jesus), „Tiere und Pflanzen“ (vor allem Hunde, Fische sowie Rosen und Orchideen), „Japan und China“ (sehr farbenfrohe und traditionsbewußte Motive, oft als Ganzkörpertätowierungen oder von der Schulter bis zum Po), „Realistic und Portraits“ (Abbildung nach einem Foto oder nach anderer Vorlage).

„Die Motive sind heute vielfach in schwarz-weiß“, meint Werner S. (46), der seit 17 Jahren in der Branche tätig ist. Olly bestätigt: „Schwarz-weiß wird gerne genommen.“ Kristiane W. (19) hat sich gerade erst eine Rose von der Leiste bis zur untersten Rippe tätowieren lassen, in schwarz-weiß. „Die habe ich im Internet gefunden“, sagt sie, „als ich Motive gesucht habe.“ Die Motive stammen von Günter; auf seiner Homepage hat der Tätowierer eine Reihe verschiedenster Vorlagen zusammengestellt, damit sich potentielle Kunden einen Eindruck verschaffen können (www.die-aelteste.de).

„Ungefähr die Hälfte der Kunden nimmt Vorlagen, sozusagen ein Tattoo ‚von der Stange‘, die andere Hälfte möchte individuelle Motive“, erklärt Olly. Günter weiß das zu bestätigen: „Die Kunden kommen mit einer Skizze, und ich zeichne daraus dann etwas, das ihrer Vorstellung entspricht. Die Motive sind dadurch auf die Kunden persönlich zugeschnitten, niemand sonst hat das Tattoo.“

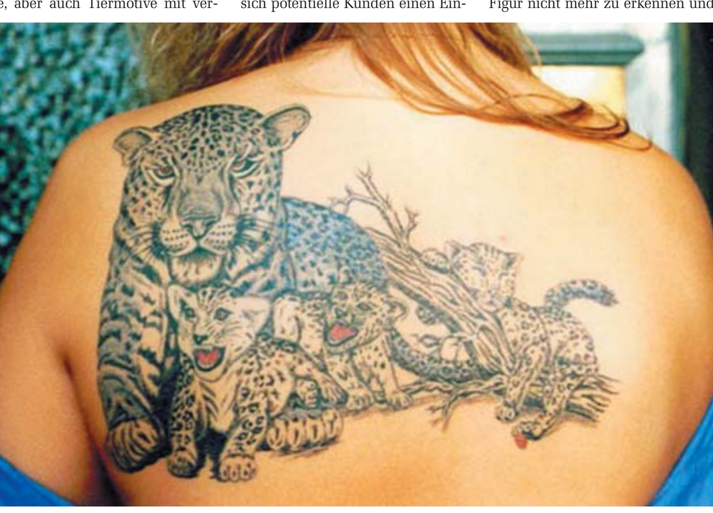
Was aber ist, wenn einem die Tätowierung irgendwann einmal nicht mehr gefällt, wenn Motive aus der Mode gekommen oder Farben verblaßt sind? „Dann kann man Nacharbeiten“, meint Günter, der sich auf das Übertätowieren spezialisiert hat. „Unsere Hauptaufgabe ist es, unerwünschte oder unschöne Tattoos verschwinden zu lassen.“ Mit sogenannten „Cover ups“ werden einzelne Tattoos, sie sich auf eine Körperregion wie Arm oder Rücken verteilen, durch Hinzufügen neuer Elemente zu einem Gesamtkunstwerk verbunden oder als Mosaik in ein neues Bild eingefügt, so daß die ursprüngliche Figur nicht mehr zu erkennen und somit überdeckt ist. Sollte allerdings nur noch die Entfernung eines Tattoos das Mittel der Wahl sein, so stehen unterschiedliche Methoden zur Verfügung: chirurgische Entfernung mit oder ohne nachfolgender Hauttransplantation, Abrasionsverfahren mit Salz, medizinischen „Sandstrahlen“ oder hochtourigen Schleifmaschinen, tiefes Peeling, Nachstechen mit verschiedenen Substanzen, Abtragung der Farbpartikel mit Abtragungslasern oder Koagulation mit gepulsten oder getakteten Lasern. Einfacher hat es da jemand, der sein Piercing loswerden will.

Der Schmuck – je nach Form als Banane, Hufeisen, Kugel, Ring, Stab oder Spike bezeichnet und aus Chirurgenstahl, Gold, Silber, Niob, Titan und neuerdings auch PTFE (einem speziellen Kunststoff, kurz: Teflon) bestehend – kann einfach herausgenommen werden und das Loch wächst über kurz oder lang wieder zu.

Generell ist – wie durch die Allensbach-Umfrage festgestellt – „ein Rückgang beim Piercing zu verzeichnen“, meint Olly, „out ist Piercing aber nicht“, versichert er. „Piercing“ bedeutet in der Übersetzung durchstochene oder durchbohrte Haut. „Meistens benutzt man zum Einsetzen der Schmuckstücke eine Venenverweilkanüle, mit der in der Medizin üblicherweise Medikamente intravenös appliziert werden“, erklärt Olly, „die Nadel ist durch einen Kunststoff- oder Teflonüberzug geschützt. Man stößt die Nadel durch die Haut hindurch, dann entfernt man sie wieder, so daß lediglich die Hülle im Stichkanal verbleibt. Mit Hilfe der Hülle wird der Schmuck durch den Stichkanal gezogen.“ Es können auch Gewebeteile mit einer Hohlnadel herausgestanzt werden; dies erfolgt vor allem, um Schmuckteile in Knorpelgewebe einzusetzen.

„Ein Piercing lassen sich vor allem Frauen machen“, erklärt Werner, „hier liegt der Anteil bei rund 80 Prozent.“ Claudia A. (38) kann nicht nachvollziehen, daß jemand ein Piercing in der Brustwarze trägt: „Egal ob bei Frau oder Mann, das gehört da einfach nicht hin“, sagt sie. Gegen diese Art von Körperschmuck hat sie keineswegs grundsätzlich etwas, wie sie mit einem Piercing im Bauchnabel zu erkennen gibt. „Ich trage gerne bauchfrei und wollte damit einen Akzent setzten“, erklärt sie.

Birte R. (38) hat mittlerweile ihren Piercing-Schmuck aus Augenbraue, Nase und Bauchnabel entfernt. Nicht, weil es nicht mehr „in“ ist, sondern weil sie meint: „Es ist peinlich, wenn eine alte Mutti aussieht wie ein Nadelkissen.“ Nur gut, daß die Schmuckstücke ohne chirurgische Hilfe, Abrasionsverfahren oder Schleifmaschinen schmerz- und rückstandslos zu beseitigen sind.



Besonderer Schmuck: Mit sicherer Hand wurde dieses Motiv einer Leopardenmutter mit ihren Jungen (Nachahmung untersagt) in die Haut tätowiert. Foto: Günter Götz

Biedermeier in Berlin

Hausmusik, Tagebuch und Freundschaftskult verbindet man meist mit dem Begriff Biedermeier, aber auch hausbacken, zurückgezogen und spießig. Wie es sich wirklich lebte in der Zeit des Biedermeier (1810 bis 1848), das zeigen derzeit mehrere Ausstellungen in Wien und Berlin. Die Schau in der Wiener Albertina (2. Februar bis 13. Mai) präsentiert über 400 Kunst- und Alltagsgegenstände aus der Zeit um 1820 – Möbel, Tapetenmuster und Damenkleider. Mit ihrer formalen Strenge und experimentellen Farbigkeit machen sie dem Titel der Ausstellung „Biedermeier – Die Erfindung der Einfachheit“ alle Ehre und gelten als Vorboten der Moderne. Die Ausstellung ist später auch noch im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen.

In der Hauptstadt widmet sich jetzt schon eine Ausstellung dem Thema „Biedermeier“, so zeigt das Museum Ephraim-Palais, Poststraße 16, ab diesem Sonnabend eine Schau unter dem Titel „Biedermanns Abendgemütlichkeit – Berlin von innen 1815–1848“. Der Titel geht auf ein Gedicht zurück, das Josef Victor von Scheffel 1848 veröffentlichte. Ein paar Häuser weiter, im gerade aufwendig sanierten Knoblochhaus, kann der Besucher ab dem 21. Januar wieder dem Berliner Leben im Biedermeier nachspüren. Das Haus der Nachkommen evangelischer Glaubensflüchtlinge aus Ungarn spiegelt lebendig die Wohnkultur des aufstrebenden Bürgertums. „Das Biedermeier“, so Jan Mende, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Stiftung Stadtmuseum Berlin, „gilt als tiefes Atemholen vor den politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen der zweiten Jahrhunderthälfte und als Nachsommer einer vergehenden Welt ... Das Unbehagen an der eigenen Gegenwart und die Sehnsucht nach einer heilen Welt ist möglicherweise die Klammer, die uns Heutige mit der reizvoll scheinenden Lebenswelt des Biedermeier verbindet.“ *SiS*

Die Berliner Ausstellungen sind dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs von 12 bis 20 Uhr geöffnet. „Biedermanns Abendgemütlichkeit“ ist bis 29. April zu sehen.

Alte Gräber neu genutzt

In Berlin kann man Patenschaften für Grabanlagen übernehmen

Alte Friedhöfe üben auf viele Menschen eine besondere Faszination aus. Sie nutzen sie als Oase der Ruhe fernab der Hektik einer Stadt. Sie stehen staunend vor den Grabdenkmälern. Welch einen Aufwand trieben die Menschen einst, um ihrer Verstorbenen zu gedenken! Und heute? Da wählen viele die anonyme Bestattung, um nur ja nicht ihren Angehörigen zur Last zu fallen.

Wie anders war es doch noch vor 100 Jahren. Da leistete sich selbst ein ehrbarer Maurermeister wie Wilhelm Berg in Berlin ein großartig angelegtes Familiengrab. Auf dem Künstlerfriedhof in Berlin-Friedenau ließ er seine Frau Bertha in einem Wandgrab bestatten. Auf dem Friedhof, wo später die Malerin Jeanne Mammen, die Schauspielerin Marlene Dietrich oder der Fotograf Helmut Newton ihre letzte Ruhestätte fanden. Das Grab der Familie Berg drohte – wie so viele andere auf anderen Friedhöfen – zu verfallen, da es keine Angehörigen mehr gab. Zum Glück hatte man in Berlin die Idee, Patenschaften für historisch wertvolle Grabanlagen auszuschreiben. Zum Glück gab es dann auch einen Paten, besser eine Patin, die sich des Grabes annahm. Heute leuchtet der rote Backstein in der Abendsonne und die weißen Namensfelder korrespondieren vorzüglich mit den beiden weißen Frauenfiguren im kleinen Garten vor den Wandgräbern. Ein kunstvoll verzierter Zaun grenzt die Grabanlage ab, auf der eine rote Bank zum sinnenden Verweilen einlädt. Der Patin Hella Leuchert-Altena ist mit der Restaurierung ein kleines Wunder gelungen. Ihr Onkel, der vor zehn Jahren verstorbene Bildhauer Otto Drengwitz aus dem ostpreußischen Georgenburg, fand hier eine würdige Ruhestätte, ebenso seine Schwester Lotte Leuchert. Den dritten Platz hat die Patin für sich reserviert. Sie plant auch noch eine kleine Gedenktafel, die an die in Ostpreußen verbliebenen Angehörigen erinnern soll. *os*

Grabanlage restauriert: Ein historisches Wandgrab erinnert an den Bildhauer Otto Drengwitz und seine Familie. Foto: privat

Glanzvolle Inszenierung

In Kassel sind prachtvolle Goldledertapeten zu bewundern

Goldledertapeten, heute unbekannt und fast vergessen, gehörten über drei Jahrhunderte lang zu den begehrtesten und prestigeträchtigsten Wandbekleidungen Europas. Erstmals präsentiert das Deutsche Tapetenmuseum mit der prunkvollen Ausstellung „Goldrausch – Die Pracht der Goldledertapeten“, die derzeit im „Museum Schloß Wilhelmshöhe mhk.“ zu sehen ist, die umfangreichen Kasseler Bestände der Öffentlichkeit. Durch eine Reihe spektakulärer Neuerwerbungen konnte die Goldleder-Sammlung in den vergangen Jahren zu einer der größten überhaupt ausgebaut werden.

Bereits im frühen Mittelalter ist die Fertigung des kostbaren Wandbehangs in Nordafrika bekannt. Durch die Mauren wurde das Goldleder im 8. Jahrhundert nach Andalusien importiert. Von dort breitete sich die anspruchsvolle Handwerkskunst nach Italien, den Niederlanden, Frankreich, England und Deutschland aus. Ihre Blütezeit erlebten die Goldledertapeten vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Die luxuriösen Wandverkleidungen entsprachen dem Bedürfnis dieser Epoche nach kostbaren Interieurs und glanzvoller Inszenierung.

Der Herstellungsprozeß war in Zünften organisiert und streng reglementiert. Auf gegerbte Tierhäute wurde mittels Pergamentleim Blattsilber aufgelegt. Die charakteristische goldene Farbe wurde durch das anschließende Bestreichen mit Goldlack erreicht. Nun folgte die Bearbeitung mit kleinen Metallstempeln, den Punzen. Dabei wurden verschiedene Arten verwendet, deren Kombination zu einem erstaunlichen Formenreichtum führte. *pm*

Die Ausstellung „Goldrausch – Die Pracht der Goldledertapeten“ im „Museum Schloß Wilhelmshöhe mhk.“ ist dienstags bis sonntags und feiertags von 10 bis 17 Uhr geöffnet, Eintritt 5 / 4 Euro, bis 25. März.



Edles Material: Goldledertapete mit Vasenmotiv (Niederlande, 1703–1730) Foto: mhk



Ziemlich herzlos

Vertreibungen und Genozid

Aufgrund polnischer Überreaktionen beherrschte die Ausstellung „Erzwungene Wege“ in Berlin von der „Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen“ 2006 zeitweise die mediale Berichterstattung. „Ausgrenzung, Vertreibung, Völkermord – Genozid im 20. Jahrhundert“ von Wolfgang Benz paßt thematisch dazu, doch in der Grundtendenz unterscheiden sich die Ausstellung und das Buch doch ziemlich. So geht der 1941 geborene Professor für Geschichte an der TU Berlin und Leiter des „Zentrums für Antisemitismusforschung“ zwar auf verschiedene Vertreibungsverbrechen in verschiedenen Ländern ein, doch bei allem hat er einen deutlichen Deutschlandbezug, der meistens damit endet, daß eben die Deutschen überall ihre Finger mit drin hatten. Ob nun Armenier, Herero, Sinti und Roma, Volksdeutsche, Ostdeutsche und Juden; der Professor schildert kurz und bündig den Verlauf der jeweiligen Vertreibung und des häufig erfolgten Genozids und erwähnt dabei gleichzeitig, welche emotionalen Wallungen die Themen noch heute auslösen können. Leider scheint Benz ein zu kühler, von seiner Umwelt geprägter Wissenschaftler zu sein, als daß er sich weitergehend mit der Psyche der Betroffenen und der Aufgeregten auseinandersetzen würde. Für ein tieferes Verständnis der Materie wäre dies aber hilfreich gewesen.

Anhand der Judenpogrome in Rußland schildert der Autor eingangs das System der Aufhetzer und des ausführenden Pöbels nachvollziehbar. „Eine wesentliche Voraussetzung war im Russischen Reich gegeben, nämlich die Existenz unaufgeklärter Bevölkerungsschichten, die durch Gerüchte und schuldzuweisende schlichte Welterklärungen zu beeinflussen waren.“ Und auch auf Hitlers Methode geht er ein. „Hitlers Ansprache an die Generäle (1939) enthielt verräterische Sätze über die wahren Absichten des bevorstehenden Krieges, bei denen die Teilnahms- und Gedächtnislosigkeit der Weltöffentlichkeit bereits einkalkuliert war: ‚Dschingis Chan hat Millionen Frauen und Kinder in den Tod gejagt‘, sagte Hitler, und: ‚Wer redet heute noch von der Vernichtung der Armenier?‘“

Bezüglich der Armenier kritisiert Wolfgang Benz zurecht einen Historiker, der vorschlug, diese Genoziddebatte zu beenden und Armenier und Türken das unter sich ausmachen zu lassen. Diese Idee sei, als wenn jemand vorschlüge, Holocaustleugner sollten gemeinsam mit den Opfern des Holocaust empirische Studien über den Völkermord an den Juden betreiben, so Benz.

Etwas mehr derartiges Einfühlungsvermögen wünscht sich der ostdeutsche Heimatvertriebene allerdings vergeblich. Hier zeigt Benz zwar sehr knapp die Sachlage auf, um dann jedoch im Großteil dieses Kapitels auf die vorhergegangene deutsche Schuld hinzuweisen. Aber nicht nur, daß die Vertreibung der Ostdeutschen als natürliche Strafe auf deutsche Verbrechen gedeutet wird, nein, er reduziert die Zahl der bei Flucht und Vertreibung ums Leben Gekommenen von offiziell zwei Millionen auf sage und schreibe 30 000. Gerade mal ein Sechsundsechzigstel der Opfer läßt er also gelten. Würde er nur die noch lebenden Ostpreußen nach den bei Flucht und Vertreibung ums Leben gekommenen Anverwandten und Bekannten fragen, würde er schon ein vielfaches davon belegen können, aber für den Historiker sind jene Brüder, Schwestern, Mütter, Väter, Großmütter und Großväter, die ihr Leben in den Wirren des Kriegsendes und danach verloren, offenbar nicht relevant. Damit erledigt sich jeglicher Kommentar bezüglich der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Buches. *Bel*

***Wolfgang Benz: „Ausgrenzung, Vertreibung, Völkermord – Genozid im 20. Jahrhundert“**, dtv, München 2006, broschiert, 186 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr. 6026*



Aus Überzeugung

Weibliche Heldinnen der zweiten Reihe

Och nee, nicht schon wieder! Es gibt doch nun eigentlich schon genügend Bücher über mutige Frauen der Geschichte – möchte man meinen. Doch dem Literaturwissenschaftler Heinz Fischer gelingt es durch die Auswahl eher unbekannter Frauengestalten, das Thema durchaus interessant zu gestalten. Außer der ägyptischen Pharaonin Nofretete dürfte kaum eine der von ihm angeführten Damen allzu bekannt sein. „Gronia: Die See- und Piratenkönigin“, „Nanny: Die Dämonin der Karibik“, „Théroigne de Méricourt: Die Venus der Revolution“ und „Caroline Schulz: Die mutige Salonière“ sind nur einige der Frauengestalten, die der Autor vorstellt.

Die Biographie Helmina von Chézys, laut Fischer „die einsame Heldin“, ist insoweit für an Preußen Interessierte aufschlußreich, Helmina die unangenehme Seite der Preußen kennenlernen mußte. Die 1783 in Berlin geborene Enkelin von Anna Louisa Karsch, der ersten vollberuflichen deutschen Dichterin, erlangte selbst als Dichterin einigermaßen Anerkennung. Doch nach der Schlacht von Waterloo erlebt die von ihrem Mann getrennt lebende alleinerziehende Mutter von zwei Söhnen, wie Korruption in preußischen Lazaretten verwundete Soldaten sterben ließ. „Auf Kosten der Verstümmelten werden die Binden, die Instrumente, die Verpflegungsrationen unterschlagen, verschoben, verhökert.“ Helmina prangert die Zustände an, doch macht sie sich nur Feinde. Auch beschwert sie sich bei Scharnhorst und Gneisenau, daß Invalide, die sich nicht selbst versorgen können, unter unmenschlichen Bedingungen in Arbeitslager transportiert werden. Graf von Gneisenau leitet Helminas Brief weiter an die Strafverfolgungsbehörden. Dort wird sie als „exzentrische Romantikerin“ beschimpft und landet nur dank der Hilfe ihres Freundes E.T.A. Hoffmann nicht im Gefängnis, sondern im Exil.

Aber auch die Biographien von „Königin Marie: Adlerin aus Bayern“, „Edith Cavell: Patriotismus ist nicht genug“, „Gertrude Bell: Die Königin der Wüste“, „Frieda Kahle: Mutter Courage vom Gesundbrunnen“, „Lucie Aubrac: „Heldin aus Liebe“ sowie die Geschichte der Frauen der Berliner Rosenstraße lesen sich interessant. *Bel*

***Heinz Fischer: „Mut der Frauen – Lebensbilder aus der Weltgeschichte“**, dtv, München 2006, broschiert, 187 Seiten, 9,50 Euro, Best.-Nr. 6027*



Lautloses Leben

Taub geborenes Mädchen erinnert sich an die Stille

„Können Sie sich vorstellen, wie es ist, wenn man seine Heimatstadt plötzlich neu entdeckt? Wenn man sie nicht nur sieht, nicht nur durch sie schlendert, sie nicht nur riecht und ihren Puls spürt, sondern seine Stadt auch hört?“

1983 wurde Fiona Bollag als drittes Kind ihrer Eltern in der Schweiz geboren. Die kleine Fiona war ein entzückendes Baby, doch sie schrie sehr viel, nichts konnte sie beruhigen.

Weder Liedchen der Mutter, die Spieluhr noch sanfte Worte des Vaters brachten die Kleine dazu, Ruhe zu geben.

Erst als ihr Vater anhand einiger Beobachtungen eine Vermutung hegte, was sein jüngste Tochter so ängstigte, ja isolierte, konnte die Familie wenigstens verstehen, was mit dem Mädchen war: Fiona war taub.

Von da an schildert Fiona Bollag in ihrer Autobiographie wie ihre Familie und deren Bekannte darauf reagierten, daß sie behindert war. Während der Vater resigniert den Kopf in den Sand steckte, entwickelte ihre Mutter ungeahnte Energie, lief von einem Spezialisten zum anderen und hoffte, daß irgendjemand ihrer Tochter helfen könnte, die Welt zu verstehen. Fiona wußte ja gar nicht, was Töne und Wörter waren, und wie sollte man ihr dies begreiflich machen, wenn sie gar nicht ahnt, worum es geht?

Nach unzähligen ergebnislosen Anläufen findet die Mutter in Frau Schmid-Giovannini eine große Hilfe. Die Sprachexpertin bringt Fiona durch Schwingungen bei, was Töne sind. Stück für Stück bekommt die Kleine ein Gefühl dafür, was Geräusche sind. Nach mühseligen Therapiebesuchen lernt das Mädchen Laute zu artikulieren, später sogar zu sprechen.

Auch Fionas Vater merkt allmählich, daß seine Tochter das Leben durchaus genießen kann, obwohl sie die Welt um sich herum nicht hören kann. Das Mädchen erschließt sich mutig auf seine Weise die Welt. Wie sie das macht, was für sie wichtig ist, beschreibt sie in „Das Mädchen, das aus der Stille kam“.

Als Fiona 16 Jahre ist, verändert sich ihr Leben radikal. Sie bekommt auf der einen Seite ihres Schädels ein Implantat eingesetzt, mit dem sie erst Geräusche hören, später Worte verstehen kann. Einige Jahre später folgt das zweite Implantat und plötzlich ist die junge Frau in der Welt der Hörenden angekommen – ein Segen, aber auch ein Schock, wie sie es in ihrer Autobiographie nennt. *R. B.*

***Fiona Bollag: „Das Mädchen, das aus der Stille kam“**, Ehrenwirth, Bergisch Gladbach 2006, geb., 222 Seiten, 18 Euro, Best.-Nr. 6028*



Die »Ersatzjuden« der Republik

»Vertreibung der Vertriebenen« beleuchtet Medien-, Politikerreaktionen und Landsmannschaften

Fangen wir einmal mit dem Ende zuerst an. Hier stellt der Historiker Manfred Kittel nämlich die Behauptung auf, daß die Deutschen überhaupt keinen Grund hätten, mit dem Finger auf Tschechien und Polen zu deuten, wenn es darum geht, die Geschichte der Ostdeutschen aufzuarbeiten. Grund: „Auch für sie selbst wird es Zeit, mit ihrer langen Geschichte im Osten Europas anders und gründlicher umgehen zu lernen als etwa mit der Episode ihrer Kolonialherrschaft in Ostafrika.“

Es dürfte wohl kaum einen Vertriebenen geben, der diese These des 1962 geborenen Autors nicht unterschreiben würde. Für alle anderen hat Manfred Kittel in seinen vorangegangenen Ausführungen seiner aktuellen Veröffentlichung „Vertreibung der Vertriebenen? Der historische Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961–1982)“ mehr als deutlich gemacht, welche Defizite in diesem Bereich zu vermerken sind. Denn alles deute daraufhin, daß die Deutschen ein Problem mit ihrem historischen Osten hätten, so der Autor.

Kittel, Mitarbeiter am „Institut für Zeitgeschichte München-Berlin“, führt an, welchen Rang die Heimatvertriebenen in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik hatten beziehungsweise wie sich dieser im Laufe der Jahrzehnte veränderte.

So habe schon in den 60er Jahren, nachdem sich der Westen Deutschlands in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg mit seinem Wiederaufbau beschäftigt hat, die Stichelei gegen die Heimatvertriebenen begonnen. Ob Journalisten, Historiker oder Kabarettisten; für sie wurden die Ostdeutschen zum Ärgernis. Vor allem den Vertriebenenverbänden wurde unterstellt, aus „der Vergangenheit keine Lehren gezogen zu haben“, und so machte man mehr als nur geschmacklose Witze über ihre Klientel, die Kittel anführt. „Ähnlich krasse kabarettistische Stücke zu Lasten anderer Opfergruppen des Zweiten Weltkriegs wären schwer vorstellbar gewesen.“

Aber nicht nur das, der Autor führt auch anhand verschiedener Medienreaktionen an, daß man in den 60er Jahren massiv anfing, den Vertriebenen an ihrem Schicksal selbst die Schuld zu geben. Schließlich sei beispielsweise Breslau voll von Hitlerfahnen gewesen. Auch der Hinweis einzelner Vertriebenenverbände, daß dies auch in Stuttgart und Frankfurt der Fall gewesen sei und diese ja noch ihre Heimat hätten, belehrte die Gegner nicht eines Besseren.

Die Landsmannschaften sollten endlich anerkennen, daß ihre Heimat futsch sei, so das Gros der öffentlichen Meinungsvertreter. Daß diese das nicht einfach so hinnehmen wollten, machte sie für die meisten deutschen Medien – Ausnahme die Springer-Presse – zu Ewiggestrigen. Die durchaus vorhandenen eigenen Publikationen der verschiedenen Landsmannschaften erlangten laut Kittel trotz beachtlicher Gesamtauflage nie eine meinungsbildende Macht.

Zahlreiche Fernsehproduktionen suggerierten zudem den Deutschen, das Ostdeutschland in den Händen seiner neuen Besitzer gut aufgehoben sei. Zwar schossen die Landsmannschaften bei solchen Behauptungen zurück, doch Überreaktionen und zu wenig Gemeinsamkeiten untereinander hätten nicht zu einer politischen Schlagkraft geführt.

Der Autor, auch Dozent für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Regensburg, macht deutlich, daß die Heimatvertriebenen trotz einiger Unterstützung von Seiten der CDU im öffentlichen Leben während der 70er und 80er Jahre immer mehr zu Querulanten der Nation stilisiert wurden.

Ein in New York lebender jüdischer Professor unterstellte den Deutschen darauf, die Flüchtlinge seien die „Ersatzjuden“ der Bundesrepublik geworden.

Ob Oder-Neiße-Grenze oder Verfolgung von Vertreibungsverbrechern; die Heimatvertriebenen hätten sich in der Bundesrepublik nicht durchsetzen können.

Und obwohl sie sich integriert hätten, habe man ihnen aufgrund ihrer Heimatstuben und Städte-Partnerschaften trotzdem Ghettoisierung vorgeworfen.

Kittel geht auf das Kulturleben der Heimatvertriebenen ein und unterstellt auch, daß die sozial-liberale Regierung als Rache für den Widerstand gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie den Ostdeutschen 1969 ihren Vertriebenenminister gestrichen habe.

Anhand zahlreicher kurzer Beispiele stellt der Historiker dar, wie die Vertriebenen aus dem öffentlichen Leben als eigenständige Gruppierung vertrieben worden seien. Obwohl zahlenmäßig beachtlich hätten sie eine Demütigung nach der nächsten hinnehmen müssen. So beispielsweise die Veränderung der Wetterkarte 1970, die sich mit Beginn des Farbfernsehens nicht mehr an den Grenzen von 1937, sondern den Staatsgrenzen der Bundesrepublik orientierte.

Am Ende der sehr interessanten Ausführungen, geht der Autor darauf ein, daß es doch sehr unnatürlich sei, daß beispielsweise Frankreich seine einstigen Kolonialgebiete noch heute als Mutterland preise, während urdeutsche Gebiete wie Königsberg und Breslau im deutschen Selbstbildnis ausgeblendet worden seien. *R. Bellano*

***Manfred Kittel: „Vertreibung der Vertriebenen? Der historische Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961–1982)“**, Oldenbourg, München 2007, broschiert, 206 Seiten, 39,80 Euro, Best.-Nr. 6029*

In der Redaktion eingetroffen

Kaum eine europäische Landschaft vereinigt so widersprüchliche Gefühle wie Masuren: Für die einen, je nach persönlicher Erfahrung und Schicksal, ist Masuren romantische Sehnsuchtsregion der Kindheit, für die anderen traumatischer Ort von Flucht, Vertreibung, Deportation und mühsamen Neubeginn. Im vorliegenden Band werden die Perspektiven von Polen, Ukrainern und Deutschen, die heute hier bereits in der zweiten und dritten Generation zusammenleben, auf die schwierigen Veränderungen lokaler Lebensverhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch nach der Wende 1989/90, behandelt.

***Ulrich Mai: „Masuren: Trauma, Sehnsucht, Leichtes Leben – Zur Gefühlswelt einer Landschaft“**, Bielfelder Geographische Arbeiten, Münster, 336 Seiten, 30,90 Euro*

Magdalena Heusinger läßt ihre Schul- und Jugendzeit in Ostpreußen wieder auferstehen, die seit Beginn des Rußlandfeldzugs verwoben ist mit den vorübergehenden Stationierungen der Soldaten. Der Krieg überschattet auch enge persönliche Freundschaften und bestimmt das Dasein. Mit der Flucht aus der Heimat ist der Höhepunkt erreicht. Danach ist nichts mehr so, wie es einmal war.

***Magdalena Heusinger: „Überschattete Jugenderinnerungen“**, edition fischer, Frankfurt / M. 2006, broschiert, 54 Seiten, 8,90 Euro*

Arbeit über die Aufnahme und Eingliederung ostdeutscher Flüchtlinge und Vertriebener in Rostock. Mit einem Vorwort der Präsidentin des „Bundes der Vertriebenen“, Erika Steinbach.

***Mirjam Seils: „Willkommen in Deutschland? Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Rostock nach 1945“**, Media Speicher, Rostock 2006, broschiert, 115 Seiten, 9,90 Euro*

Neue alte Memellandgeschichten aus den Jahren von 1914 bis 1940 rühren eine frühere, durchaus bunte Welt an. Die Zutaten sind: Ein versehentlicher Schuß, Schulstreit, ein diebischer Knecht, der Großvater im Dorfkrug und sein Pferd Olga, Grenzschmuggel, Schweinehandel und viele Feste.

***Lothar Rosenberg: „Memelgeschichten – ‚Aber Olga, du bist ja ganz aufgeruschelt‘“**, Lauda 2006, broschiert, 120 Seiten, 10 Euro*

Das Wirken des zweiten Danziger Bischofs Dr. Carl Maria Splett.

***Gerhard Erb: „Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett“**, Verlag Willi Wilczek, Düsseldorf 2006, broschiert, 88 Seiten, 11,90 Euro*

S. M. Rotenfeld schreibt in „Eine vornehme Republik – Germanokratische Zustände“ über das reformbedürftige Deutschland, unfähige Politiker, den „Risikofaktor Volk“, Zensur, Abzockerei und unsere zweifelhafte Demokratie.

***S. M. Rotenfeld: „Eine vornehme Republik – Germanokratische Zustände“**, Ludwigsfelder Verlagshaus, Ludwigsfelde 2006, broschiert, 236 Seiten, 17 Euro*



Nicht erwünscht

Juden im Exil ab 1933

Wenn es um die nationalsozialistischen Jahre zwischen 1933 und 1945 geht, dann werden diese am meisten von der Vernichtung der Juden überschattet. Schon viel wurde über die einzelnen Schicksale wie über den Verlauf der Judenverfolgung geschrieben. Weniger bekannt ist jedoch das Schicksal der Juden, die rechtzeitig aus Deutschland flüchten konnten. „Heimat und Exil – Emigration der Deutschen Juden nach 1933" heißt die interessante Veröffentlichung, die sich des Themas annimmt.

Warum viele Juden erst spät oder gar nicht wahrhaben wollten, daß die Lage in Deutschland für sie immer gefährlicher wurde, wird schon im Vorwort dargestellt. Viele deutsche Juden waren derart assimiliert, daß sie nicht glauben konnten, daß die zunehmenden Einschränkungen mit ihrem Tode enden könnten. Trotzdem gab es schon einige, die kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten das Land verließen. Welche Länder sie zur Auswanderung bevorzugten, wie es ihnen dort erging und warum manche Länder den Juden die Einwanderung verweigerten, wird in einer Länderübersicht gut aufgezeigt.

Zahlreiche Fotos, Aufnahmen von Dokumenten und Museumsexponaten aus der Zeit machen die Darstellung lebendig. Einige Schicksale werden gesondert vorgestellt, zum Teil beschäftigen sich auch längere Aufsätze mit den Aufnahmebedingungen in den Durchreise- und Exilländern. So durfte nach Großbritannien nur einreisen, wer auch einen Arbeitsplatz hatte. Da in dem Land verzweifelt Hauspersonal gesucht wurde, blieb vielen Juden nichts anderes übrig, als erst einmal in Stellung zu gehen. So kam es dann, daß sich jüdische Bürgerstöchter ohne Erfahrung in der Haushaltsführung und ohne Kenntnis der englischen Sprache plötzlich als Stubenmädchen ihren Lebensunterhalt verdienen mußten. Verständnis für die Vorgeschichte und die Nöte der geflüchteten Juden hätten die latent antisemitischen Engländer jedoch eher wenig aufgebracht. Als dann der Zweite Weltkrieg begann, wären sogleich Tausende jüdische Hausangestellte entlassen worden, da sie als „feindliche Ausländer" gewertet worden seien. „Durch die Entlassungswelle im September 1939 gerieten auch die Hilfsorganisationen in große Schwierigkeiten. Tausende von Flüchtlingen waren plötzlich ohne Arbeit und Obdach und hatten dabei nicht einmal Anspruch auf staatliche Fürsorge." Die englische Regierung stellte daraufhin die Betroffenen in dem Bereich der Pflege und der Fabrikarbeit ein.

„Heimat und Exil – Emigration der Deutschen Juden nach 1933" beinhaltet viele interessante Informationen und macht deutlich, wohin die Juden geflüchtet sind und was sie in Ländern wie den USA, China und Afrika erwartete. *R. B.*

***„Stiftung Jüdisches Museum Berlin" und „Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland" (Hrsg.): „Heimat und Exil – Emigration der Deutschen Juden nach 1933"**, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt / M. 2006, geb., 255 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 6034*



Unbekannte Geliebte

Biographie über die Dauer-Mätresse des paraguayanischen Diktators Franco

Historisch ist „Die Geliebte des Diktators" zwar an vielen Stellen nicht haltbar, doch fesselnd ist der Roman von Lily Tuck allemal. Die Autorin, als Tochter deutscher Emigranten 1938 in Paris geboren, hat ihre Kindheit in Peru und Uruguay verbracht, wo sie vermutlich erstmals von Eliza Lynch gehört hat. Eliza, beziehungsweise Ella, war gebürtige Irin, heiratete, noch halb ein Kind, einen 40jährigen französischen Offizier, den sie jedoch bald verließ.

Wohl als eine Art Mätresse begüterter Herren, die Autorin läßt den Leser hier im Dunkeln, schlägt sich die schöne Irin in Paris durch. In der französischen Hauptstadt lernt sie 1854 den Südamerikaner Franco kennen, der für seinen Vater, den reichen Diktator von Paraguay, in Europa weilt, um Waffen zu kaufen. Außer den Waffen nimmt er auch Ella mit in seine Heimat.

Lily Tuck schreibt viel aus der Perspektive von Ella, die offenbar emotional mehr an ihrem Pferd Mathilde hängt als an Franco. Von Franco bekommt sie allerdings Geld und fünf Kinder. Die Frage, was den Südamerikaner trotz weiterer Geliebter neben Ella bis zu seinem Tod 1870 an die Europäerin band, die er nie ehelichte, kann Tuck nicht verständlich machen. Da die Beziehung des ungewöhnlichen Paares zueinander im Dunkeln liegt, konzentriert sich die Autorin darauf, das gesellschaftliche Leben in Paraguay, die Beziehung Francos zu seiner Familie und die Probleme im Land zu schildern.

Während ihr das gut gelingt, kann sie leider nicht deutlich machen, wie genau es 1864 zum Krieg Paraguays mit Brasilien und Argentinien kam. Der Leser muß sich auf die in den Roman eingebauten Teilinformationen selber einen Reim machen. Dies erschwert die Einordnung, inwieweit Francos Handeln gerechtfertigt war. Statt dessen wird angeführt, wen der Diktator festnehmen, foltern und töten ließ. Wie Ella darauf reagierte, übergeht Lily Tuck größtenteils.

„Die Geliebte des Diktators" ist ein atmosphärisch dichter Roman, der aber für jene, die mehr über die Biographie von Ella Lynch wissen wollen, viel zu viele Fragen offen läßt. Auch über den weiteren Lebensweg der Irin nach dem Tod Francos, gibt Tuck dem Leser mehrere Varianten an die Hand, ohne darauf hinzuweisen, was wissenschaftlich nachweisbar ist. *Bel*

***Lily Tuck: „Die Geliebte des Diktators"**, Insel, Frankfurt / M. 2006, geb., 331 Seiten, 19,80 Euro, Best.-Nr. 6030*



Wo nur Lachen hilft

Ungewöhnlicher Reiseführer in Krisengebiete weltweit

Fast jeder hat schon mal einen Blick in einen Reiseführer geworfen. Allerdings handelte dieser sicherlich von der Biervielfalt der Bierstraße auf Mallorca, den tollen Golfanlagen in Kapstadt oder den beschaulichsten Ausflugszielen an der Ostsee. Ein Reiseführer über Krisengebiete war bisher jedoch bestimmt nicht dabei. P. J. O'Rourke hat mit „Reisen in die Hölle" einen solchen verfaßt.

Auch wenn die Reiseerfahrungen, von denen der Autor berichtet, zum Teil schon an die 20 Jahre zurückliegen, so ist ein Großteil davon sicherlich auch heute noch aktuell. So zum Beispiel das Kapitel „Wie man aus allem nichts macht", Tansania, Februar 1997 oder „Schlechter Kapitalismus", Albanien, Juli 1997.

Mit viel Ironie und häufig auch einer deftigen Prise Sarkasmus oder Zynismus gewürzt, berichtet P. J. O'Rourke von den Zuständen, unter denen 1994 in Mexiko die Wahlen durchgeführt wurden, oder von der unglaublichen Armut, die er in Tansania erlebte.

„Diogenes, der griechische Zyniker, soll ja in einem Faß geschlafen haben. Und wahrscheinlich freute er sich, als er herausfand, daß er aus der hohlen Hand trinken und also noch eine seiner wenigen Habseligkeiten wegwerfen konnte, nämlich den Becher. Aber Diogenes hatte doch immerhin dieses Faß, ein ziemlich kompliziertes technisches Erzeugnis. Verglichen mit der Lebensweise mancher Tansanier war Diogenes ein Technik-Freak."

Textpassagen wie die folgende über die wirtschaftliche Lage Mexikos sind in diesem Buch mehr die Regel als die Ausnahme. Sie entlocken dem Leser jedes Mal wieder aufs neue ein Lächeln. Dabei zieht der Autor den eigentlichen Ernst der Lage auf keinen Fall ins Lächerliche, sondern hebt ihn durch den starken Sarkasmus eher hervor.

„Zweitens ist da die ‚Nafta', die ‚Nordamerikanische Freihandelszone'. Der mexikanische Campesino mit seiner Machete, seinem Grabstock und nichts, was im entferntesten wie ein Traktor aussah, außer der eignen Frau, stand plötzlich in direkter Konkurrenz zur amerikanischen Agrarindustrie samt Bundeszuschüssen, ihren staatlich subventionierten Preisen und ihren dubiosen Steuervergünstigungen."

In „Reisen in die Hölle" begleitet der Leser den Autor auf einer amüsanten und doch sehr ernsthaften rasanten und abwechslungsreichen Reise vom Libanon über Belfast, nach Korea, Jerusalem, Bosnien und noch in viele andere interessante Länder und Städte, die bei der eignen Urlaubszielentscheidung sicher niemals erste Wahl wären. *A. Ney*

***P.J. O'Rourke: „Reisen in die Hölle und andere Urlaubsschnäppchen"**, Eichborn, Frankfurt 2006, geb., 341 Seiten, 28,50 Euro, Best.-Nr. 6031*



Liebe im Widerstand

Niederländerin heiratet Schwarzen und hilft Juden

„Wer vom Geschichtsgeschehen etwas erfahren will, muß Biographien lesen, und zwar nicht die Biographien von Staatsmännern, sondern die viel zu raren Biographien der unbekannten Privatleute", hat der Historiker Sebastian Haffner einmal geschrieben.

Im Herbst 1928 ist die Ehe zwischen Rika van der Lans und ihrem Mann Willem durch Eifersuchtsszenen, lautstarke Auseinandersetzungen und zornige Streitereien am Ende. Mit 17 hatten sie zwar gegen den Widerstand ihrer Eltern geheiratet, aber die Liebe zueinander überwand jede Schwierigkeit. Willem bestand das Zulassungsexamen für den Staatsdienst und bekam eine Anstellung bei dem hoch angesehenen obersten Straßen- und Wasserbauamt in Rijkswaterstaat. Sie waren ein attraktives, lebenslustiges Paar, überall gern gesehen und bekamen vier Kinder – es hatte den Anschein, als könne nichts und niemand dieses Familienglück zerstören. Willem kletterte auf der Karriereleiter nach oben und wurde zum Deichgrafen von Goeree-Overflaken ernannt, einer Insel in Südholland. Für die fröhliche, lebenslustige Rika war dieses fromme, konservative, abgeschiedene Landleben ein Greuel, schlimmer noch, es war, als sei die Zeit stehengeblieben.

Zwischen Willem und Rika kommt es immer öfter zum Streit. Schließlich flieht sie mit ihrem jüngsten Sohn zu ihrer Familie nach Den Haag. Da sie von ihren Eltern keine Unterstützung erwarten kann, mietet sie sich eine Wohnung, holt ihre drei anderen Kinder zu sich und wird Zimmervermieterin. Ihr erster Untermieter ist der 17 Jahre jüngere schwarze Student Waldemar Nods, Sohn eines Goldsuchers aus Paramaribo in der niederländischen Kolonie Surinam, damals Niederländisch Guyana. Rika verliebt sich in den ruhigen und fürsorglichen Waldemar und sie bekommen einen Sohn, den sie liebevoll „Sonny Boy" nennen, nach dem sentimentalen Song von Al Jolson.

Für Rika und Waldemar beginnen schwierige Zeiten, für ihre Eltern und Geschwister ist es ein Skandal, daß sie sich mit einem schwarzen Jungen eingelassen hat, und Willem läßt ihr per Gericht das Sorgerecht für die Kinder entziehen. Allen Schwierigkeiten zum Trotz gelingt es den beiden jedoch, eine Pension in dem mondänen Seebad Scheveningen zu eröffnen. Dank Rikas Tatkraft, mütterlicher Fürsorge und ihrer Begabung, den Gästen ein warmes, geselliges Haus zu bieten, entwickelt sich die Pension zu einem florierenden Betrieb. Im März 1937 heiraten Rika und Waldemar im Rathaus von Den Haag. Im Sommer 1939 kamen wie immer die Badegäste, aber Ende August fällt auch über das sonnige Scheveningen der Schatten Adolf Hitlers. Die Familie Nods muß ihre Pension schließen, aber Rika gelingt es auch diesmal wieder, für ihre Familie ein neues Haus zu finden und einzurichten. Als die systematische Deportation der holländischen Juden in die Vernichtungslager in den Osten beginnt und immer mehr holländische Arbeiter nach Deutschland zur Arbeit in die Kriegsindustrie gezwungen werden, formieren sich Widerstandsgruppen. Eine von ihnen ist die „Landesweite Organisation zur Unterstützung Untergetauchter". Rika und Waldemar sind ein ideales Paar für eine „Tauchadresse". Sie haben ein großes Haus, viele Juden sind unter ihren Freunden und Bekannten, sie sind hilfsbereit und haben Erfahrung im Umgang mit Gästen. Die Wohnung fungiert bald als eine Durchgangswohnung, in der Verfolgte für kurze oder längere Zeit bleiben können, bis ein sicherer Platz für sie gefunden wurde. „Sie war eine edle Frau", schrieb ein Untergetauchter später über Rika. „Wir waren drei Monate bei ihr in Scheveningen, der Umgang miteinander war wie unter langjährigen Freunden."

Im Januar 1944 klingelt es frühmorgens an der Tür, und Männer in schwarzen Lederjacken stürmen ins Haus ...

Mit ihrem Roman „Sonny Boy" erzählt die niederländische Autorin Annejet van der Zijl eine authentische Lebensgeschichte zweier Menschen, die während des Hitler-Regimes den Kampf gegen Ausgrenzung, undemokratisches, rassistisches, inhumanes und gewalttätiges Handeln aufnehmen. Dieses Buch ist ein wichtiger Beitrag gegen Klischees und Vorurteile, gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Lesenswert! *Barbara Mußfeldt*

***Annejet van der Zijl: „Sonny Boy"**, Rowohlt Verlag, Hamburg, 2006, geb., sw Fotos, 222 Seiten, 17,90 Euro, Best.-Nr. 6033*



Das Volk will Bier

»Sechs Getränke, die die Welt bewegten«

Seit einigen Jahren schon wird über die sogenannte „Politikverdrossenheit" palavert. Als noch Geld in den öffentlichen Kassen war, konnten sich die Regierenden die Zustimmung der Wähler „kaufen". Politiker rätseln, wie dem Übel der zunehmenden Abstinenz des Wahlvolkes in Zeiten leerer Kassen beizukommen sei. Muß die CDU nicht sozialer werden, fragt der Rüttgers-Müller-Flügel in der Union. Sollte sich die SPD nicht stärker den gern beschworenen „Leistungsträgern" und Mittelschichten zuwenden, fragen Sozialdemokraten, die sich für modern halten. Eine Lösung muß her. Und die ist so bestechend einfach, daß es verwundert, warum noch niemand auf diese Lösung gekommen ist. Unsere Parlamentarier müssen lernen, wieder mehr Bier zu trinken. Denn seit sich selbst in der Wolle gefärbte Sozialdemokraten oder Sozialisten für alles Rote nur dann begeistern können, wenn es sich um einen guten und vor allem teuren Wein handelt, geht es mit der Politik in diesem Land bergab.

Der britische Wissenschaftsredakteur Tom Standage, der unter anderem für den renommierten „Economist" arbeitet, hat ein Buch vorgelegt, das die hier aufgestellten Thesen unterstützt. Es heißt „Sechs Getränke, die die Welt bewegten" und ist so süffig wie ein frisch gezapftes Pils. Wasser, so lesen wir, war seit dem Auftauchen der Menschheit das Hauptgetränk dieser Spezies. Der Mensch besteht zu zwei Dritteln aus Wasser. Das andere Drittel besteht bei figurbetonten Blondinen bekanntlich aus Salat, bei gestreßten und unsolide lebenden Rezensenten meist aus Kaffee, Würstchen, Frikadellen und partiellen Anmutungen von Größenwahn.

Doch im Wasser schwamm oft allerlei herum, was in der Volvic- oder Vittel-Flasche heute mit Sicherheit nicht zu finden ist. Glücklicherweise wurde im Gebiet des Fruchtbaren Halbmondes das Bier entdeckt. Das ist ungefähr die Region, die Teile der heutigen Staaten Ägypten, Syrien, Türkei und Irak umfaßt. Schon bald stand fest: Brot ist festes Bier, Bier flüssiges Brot. Da Bier mit kochendem Wasser hergestellt wurde, war es gesundheitlich unbedenklicher als Wasser, das leicht durch Fäkalien verunreinigt wurde. Und Bier bot das lebenswichtige Vitamin B, von dem doch eigentlich auch heutige Politiker nicht genug bekommen können.

Daher wußten die alten Ägypter schon um 2200 vor Christus: „Der Mund eines vollkommen zufriedenen Mannes ist mit Bier gefüllt." Daß dies stimmt, wissen wir spätestens seit dem denkwürdigen Werbespot mit Rudi Assauer, der das leckere „Veltins" aus dem Sauerland der sich verführerisch räkelnden Gattin vorzieht. Bier war das Hauptgetränk der ersten Hochkulturen der Menschheit: „In Mesopotamien betrachteten die Leute also den Genuß von Brot und Bier als etwas, das sie von den Wilden unterschied und sie erst zu Menschen machte."

„Bier begleitete die Ägypter und Mesopotamier von der Wiege bis zum Grab", schreibt Standage. Und noch heute sei Bier in vielen Teilen der Welt nach wie vor das „Hauptgetränk des Arbeiters". Doch insbesondere für diese Bevölkerungsschicht scheint sich der SPD-Vorsitzende Kurt Beck nicht mehr zu interessieren. Er flirtet lieber mit den Liberalen und will die Mittelschichten verstärkt ansprechen. „Damit ist das Ende der Volkspartei SPD unwiderruflich eingeläutet", meint der Politologe Walter. Wen wundert's, daß Herr Beck aus Rheinland-Pfalz stammt, wo das Küssen von Weinköniginnen als Ausweis höchster Regierungskunst gilt. Der Wein war schon früh Symbol von Macht, Wohlstand und gesellschaftlichem Rang. Standage verfolgt den Siegeszug des Rebensaftes in Griechenland und Rom. Wein konnten sich über lange Zeit nur die Reichsten leisten: „Das einfache Volk begnügte sich mit Bier." Wein blieb ein „Privileg der Oberschicht" und wurde mit Kultur und feiner Lebensart assoziiert. Die südländischen Völker fühlten sich den „Barbaren" im Norden überlegen. Wohin das auf lange Sicht führt, illustriert ein aktueller Wirtschaftsvergleich. Die biertrinkenden Engländer, Iren oder Skandinavier stehen wirtschaftlich sehr gut da, während Italiener und Griechen weiterhin Wein vorziehen und damit den ökonomischen Niedergang. Und Bayern weist die meisten Brauereien in Deutschland auf. Muß man noch mehr sagen? *Ansgar Lange*

***Tom Standage: „Sechs Getränke, die die Welt bewegten"**, Artemis & Winkler, Düsseldorf 2006. 270 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6032*

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960 € 49,95







Arno Surminski
Gruschelke und Engelmannke
Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch
Geb. 244 Seiten
Best.-Nr.: 5990, € 16,95



Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten
Erinnerungen eines alten Ostpreußen
Geb., 384 Seiten, 66 Abbildungen
Best.-Nr.: 1211, € 14,95



Roswitha Gruber
Großmütter erzählen
Geschichten aus der alten Zeit
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 5933, € 9,95



Günther H. Ruddies
Hochzeit auf ostpreußisch
und andere Geschichten aus dem Bernsteinland
Geb., 221 Seiten
Best.-Nr.: 5755, € 9,90

Hans Deichelmann
Ich sah Königsberg sterben
Das Leiden und Sterben der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung, Kart., 288 Seiten
Best.-Nr.: 1040, € 15,50



Georg Meck
Das Geld kriegen immer die anderen
Wofür arbeiten wir eigentlich? Eine Abrechnung
Kart., 168 Seiten
Best.-Nr.: 5983, € 14,90

Reise in ein fremdgewordenes Land
Ostpreußen
Ermland und Masuren

2 Dokumentarfilme des SFB (rbb media) aus 2001/2002 „Ostpreußen – Reise in ein fremdgewordenes Land“ Eine Reise in das nördliche Ostpreußen ist heute eine Reise nach Russland und Litauen. Noch vor zehn Jahren war der Weg nach Königsberg nur mit besonderer Genehmigung möglich. Spieldauer: ca. 45 Minuten, Produktionsjahr: 2001 (RBB Media GmbH) „Ostpreußen – Ermland und Masuren“ Der Film zeigt die wichtigsten Orte mit ihren schönsten Sehenswürdigkeiten. Die Reise führt über Allenstein, das „Gut Gartenpungel“, über Nikolaiken, Mohrungen, Sorquitten, das Kloster „Heilige Linde“, Hohenstein, Elbing, Marienburg, Frauenburg und zur ehemaligen Bunkeranlage „Wolfschanze“ in Rastenburg.

Spieldauer: ca. 45 Minuten, Produktionsjahr: 2002 (RBB Media GmbH) Bonusfilm: „Ostpreußen – Reise in die Vergangenheit“ Der Film zeigt in wunderschönen historischen Aufnahmen aus den 30er und 40er Jahren Ostpreußen wie es einmal war: das Torfmoor bei Tawellingken, Felder und Siedlungen bei Trapphöhnen, der Hafen von Memel, die Ostmesse in Königsberg, der Oberländische Kanal, der verlandende Drausen-See, Flößer bei der Arbeit u.v.m. Spieldauer: ca. 20 Minuten, Produktionsjahr: 2006

Jetzt auf DVD — mit Bonusfilm

Gesamtlaufzeit: 90 Minuten
Farbe + 20 Minuten Bonusfilm Schwarzweiß
Best.-Nr.: 5995, € 12,95

Buch der Woche

Hermann Sudermann
Der Katzensteg

Der Literaturhistoriker Paul Fechter nannte den ostpreußischen Schriftsteller Hermann Sudermann den „Balzac des deutschen Ostens", den „Gestalter eines phantastischen, rauschhaften unwirklichen Lebens, das um die Menschen zwischen Weichsel und Memel, um die Gestalten der ganzen deutschen Ostwelt gewesen war". Eines seiner erfolgreichsten Werke war der Roman „Der Katzensteg", erstmals 1889 erschienen und mehrfach verfilmt. Soeben ist dieser Roman, der in der Zeit nach den Befreiungskriegen (1813-1815) spielt und die gesellschaftlichen Verhältnisse Ostpreußens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widerspiegelt, in einer Neuauflage erschienen. Preußen steht im Krieg mit den Truppen Napoleons. Das deutsche Volk ist gespalten in Anhänger Bonapartes und erbitterte Gegner der Franzosen. Auch der junge Baron Werner v. Schranden verläßt voller Zorn das Haus seines bonapartistisch gesinnten Vaters in Ostpreußen. Er macht sich auf den Weg nach Berlin, wo er sich einem Freiwilligenverband anschließt. Sein Vater zwingt indes seine Dienstmagd Regine, französische Soldaten heimlich über den Katzensteg zu führen, damit sie einer Gruppe preußischer Soldaten in den Rücken fallen können. Mit dieser Tat macht sich der alte Schranden alle Bewohner der Umgebung zu Feinden. Sein Sohn dagegen wird als Kriegsheld gefeiert, weil er während einer Schlacht maßgeblich zu Niederlage und Rückzug der Franzosen beigetragen hat. Als der Krieg vorüber ist, kehrt Werner nach Hause zurück, um seinen Vater zu beerdigen. Doch niemand will ihm helfen, nicht einmal der Pfarrer. Als Werner die Bestattung seines Vaters erzwingt, schmieden haßerfüllte Dorfbewohner ein Komplott gegen ihn.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6025, € 16,95



Kinderland am Pregelstrand
Königsberger Heimatfibel – Erstes Lesebuch für die Kinder Königsbergs
Nachdruck der Originalausgabe von 1927
Kart., Kart., 80 Seiten
Best.-Nr.: 5378, € 9,95



Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90

Sonderangebot!



Hans Zeidler
Als Ostpreußen verloren ging
Kart., 63 Seiten
Best.-Nr.: 6024, Nur noch € 1,95



Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95



Klaus von der Groeben
Das Land Ostpreußen
Selbsterhaltung, Selbstgestaltung, Selbstverwaltung 1750–1945, Kart., 334 Seiten
Best.-Nr.: 5893, Nur noch € 4,95



Michael A. Hartenstein
Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie
„Westverschiebung“ und „Umsiedlung“ – Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5996, € 24,90



Heinz Küster
Die Hölle zwischen Elbe und Oder 1945
Kriegserinnerungen
Geb., 268 Seiten
Best.-Nr.: 5107, € 16,80



Marita Vollborn, Vlad D. Georgescu
Die Joghurt-Lüge
Die unappetitlichen Geschäfte der Lebensmittelindustrie
Kart., 336 Seiten
Best.-Nr.: 5974, € 19,90



Henryk M. Broder
Hurra, wir kapitulieren
Der ultimative Albtraum für alle Verfechter der Political Correctness
Geb., 167 Seiten
Best.-Nr.: 5846, € 16,00

Joachim Fest
Ich nicht
Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend
Geb., 366 Seiten
Best.-Nr.: 5797, € 19,90



Lieder unserer Fallschirmjäger
16 Lieder der deutschen Fallschirmtruppe, gesungen von den „8 Junkers“. Rot scheint die Sonne, Auf Kreta im Sturm und im Regen, Wir sind die Männer vom Schirmer u.a.
Best.-Nr.: 5630, € 15,50



Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 min
Best.-Nr.: 5753 , € 9,95



Beliebte Traditions- und Parademärsche
Fridericus-Rex-Grenadiermarsch, Großer Zapfenstreich und Nationalhymne, 15 Märsche gespielt vom Heeresmusikkorps der Bundeswehr
Best.-Nr.: 5609, € 12,90



Peter Scholl-Latour
Russland im Zangengriff
Putins Imperium zwischen Nato, China und Islam
Geb., 432 Seiten, m. 16 S. Farbabbildungen u. Karten
Best.-Nr.: 5929, € 24,90

Super-Sonder-Angebot: jedes Buch

Mängelexemplare



Waltraud Hansen
Die Erde liegt unter den Füßen der Mutter
Lebensbericht einer Mutter von 13 Kindern
Kart., 142 Seiten
Best.-Nr.: 5680
statt € 8,40 - Ersparnis 64 %



Johanna Tuliszka
Und weidet mich auf einer grünen Aue
Erinnerungen einer Berlinerin, aus dem Jahrgang 1923
Kart., 620 Seiten
Best.-Nr.: 5712
statt € 24,00 - Ersparnis 87 %



Herbert Finck
Geopferte Jugendjahre
Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr.: 5716
statt € 9,90 - Ersparnis 70 %

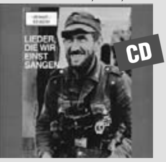


Helmut Luther
Friedrich Karl von Preußen
Das Leben des roten Prinzen
Kart., 320 Seiten
Best.-Nr.: 5168
statt € 9,90 - Ersparnis 30 %

Hörbücher vom Bestseller-Autor Gerd Schultze-Rhonhof

Der Zweite Dreißigjährige Krieg
Welche Ziele aber können es wert sein, die europäischen Nationen in zwei blutigen Kriegen gegeneinander aufmarschieren zu lassen? Dieses Hörbuch klärt auf...
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5337, € 14,95

Der Krieg der viele Väter hatte
Das vorliegende Hörbuch zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: hier erfahren Sie, was den „ersten Schüssen“ des 1. Sept. 1939 vorausgegangen ist.
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95



Lieder, die wir einst sangen
16 Lieder der deutschen Landser: Ein Heller und ein Batzen, Wildgänse rauschen durch die Nacht, Infanterie, du bist die Krone aller Waffen, Argonnerwald um Mitternacht, u.a.
Best.-Nr.: 5629, € 15,50



Hans-Joachim Selenz
Schwarzbuch VW
Wie Manager, Politiker und Gewerkschafter den Konzern ausplündern
Kart., 224 Seiten
Best.-Nr.: 4822, € 14,90



Hildegard Ratanski
Getränkte Erde – Lebenerinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 175 Seiten
Best.-Nr.: 5679
statt € 8,90 - Ersparnis 66 %



PMD Preußischer Mediendienst — 03/07

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Schilderer preußischer Lebensart

Vor 150 Jahren starb der Maler Franz Krüger, der als »Pferdekrüger« in die Geschichte einging, in Berlin

Von SILKE OSMAN

Dieses Jahr stehen die Aktivitäten der „Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg“ (SPSG) unter den Themenschwerpunkt „Preußen nach Napoleon“. Besondere Beachtung dürfte hier die Aussstellung „preußisch korrekt – berlinisch gewitzt. Der Maler Franz Krüger (1797–1857)“ finden, die vom 4. April bis 1. Juli im Neuen Flügel des Schlosses Charlottenburg gezeigt werden wird. Sie widmet sich einem der bedeutendsten Künstler in Preußen in der Zeit nach Napoleon und präsentiert Meisterwerke aus der Nationalgalerie, dem Kupferstichkabinett sowie der SPSG.

Wie kaum ein anderer Maler seiner Zeit traf Franz Krüger den Geschmack der Berliner. Seine Werke zeigen sowohl die großstädtische Eleganz wie auch das typisch Preußische. Er arbeitete schnell, fleißig und präzise. Nahezu unüberschaubar ist die Zahl seiner Kreidezeichnungen und Pastelle. Viele seiner Porträtzeichnungen wurden als Lithographien vervielfältigt und fanden weite Verbreitung wie auch viele Nachahmer.

„Als Maler ist Krüger meisterhaft in Gemälden, bei denen die Figuren in kleinem Maßstab wiedergegeben sind“, urteilt der Kunsthistoriker Helmut Börsch-Supan. „Während lebensgroße Porträts oft enttäuschen, feiert seine Kunst Triumphe, wo er, wie in den Paraden und der Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV., große Mengen solcher Figuren zu Bildnissen der ganzen Berliner Gesellschaft vereinigt. Seine Geschicklichkeit, seine Genauigkeit und sein Geschmack führen hier zu stupenden Leistungen und legen es auch auf diesen Effekt der Überwältigung an. Zwei der drei großen Paraden sind für den Hof in Petersburg gemalt worden, wo die Zarin Alexandra Feodorowna, geborene Prinzessin Charlotte von Preußen, lebte. Sie konnte sich vor diesen Bildern die Menschen ihrer Vaterstadt vergegenwärtigen.“

> Die Zarin konnte sich beim Betrachten des Bildes die Menschen ihrer Vaterstadt vergegenwärtigen

Geboren wurde Franz Krüger am 10. September 1797 in Großbadegast bei Köthen / Anhalt-Dessau als Sohn eines Beamten. Seine Ausbildung erhielt er zunächst bei dem Maler Carl Wilhelm Kolbe, bis er von 1812 bis 1814 Unterricht an der Berliner Akademie nahm. Nebenher betrieb er intensive Studien an den Pferden in den Königlichen Marställen. Jagdbilder und Stallinterieurs gehörten schließlich zu seinen ersten Auftragsarbeiten. In der kriegerischen Zeit der napoleonischen Besetzung Preußens blieb es nicht aus, daß auch Militärstücke entstanden. Als Krüger 1819 „Prinz August von Preußen hoch zu Roß“ malte und das Bildnis Gefallen der königlichen Familie fand, erhielt der Maler den Auftrag, eine Porträtserie von 18 Mitgliedern des Königshauses zu malen. Die 1824 entstandene Serie der kleinformatigen Arbeiten gilt heute als verschollen.

Ab 1825 lehrte Krüger an der Berliner Akademie. In den 1830er und 1840er Jahren erhielt er von verschiedenen Fürstenhöfen Europas Porträtaufträge. Besonderes Aufsehen aber erregte er durch seine Paradebilder, in denen er Porträts berühmter Persönlichkeiten in ein übergeordnetes Ereignis einband und eine genaue Dokumentation des Geschehens schuf.

In die Geschichte der Malerei des Biedermeier aber ist Franz Krüger als der „Pferdekrüger“ eingegangen. Denn wenn auch die Menschen auf den Paradebildern präzise porträtiert sind, so waren dem Maler die Pferde doch wichtiger. „Franz Krüger“, so Börsch-Supan, „verstand es, das, was als Leistung eines Auftraggebers vorgezeigt werden sollte, sei es der Besitz wie zum Beispiel ein rassiges Pferd, sei es der Status des eigenen Daseins, von der vorteilhaftesten Seite darzustellen und mit Geschick die Waage zwischen vornehmer Bescheidenheit und Wohlhabenheit zu halten.“

Abgesehen von Reisen nach Frankreich (1846) und Aufenthalten an den Höfen in Rußland, Hannover und Schwerin hat Krüger sein Berlin nicht verlassen. Dort hatte seine Kunst eine Heimat gefunden, dort war sein Publikum. Franz Krüger, der Schilderer preußischer Lebensart, starb vor 150 Jahren, am 21. Januar 1857 in Berlin.



Franz Krüger malte den Adel und sein gesellschaftliches Umfeld: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in seinem Arbeitszimmer (Öl, 1846) Foto: Uni Siegen

Das Ostpreußenblatt

Nr. 3 – 20. Januar 2007

MELDUNGEN

Der neue »Fritz« ist da

Hamburg – Eine neue Ausgabe des vom Bund Junges Ostpreußen (BJO) herausgegeben „Fritz“, der „jungen Zeitschrift für Ostpreußen“, ist da. Der im Jahre 2005 erstellte „Fritz“ zur Eisenbahngeschichte in Ostpreußen ist bei seinen Lesern derart gut angekommen, daß der BJO-Bundesvorstand beschlossen hat, mehr Themen- beziehungsweise Schwerpunkthefte herauszugeben. So erschien noch im selben Jahr das Schwerpunktheft „750 Jahre Königsberg“. Nun hat die „Fritz“-Redaktion eine 44 Seiten starke Ausgabe zum Thema „Wirtschaft und Technik“ erarbeitet. Die einzelnen Themen sind Facetten einer preußischen Provinz, die in erster Linie durch Landwirtschaft, die Ostseeanbindung und die Geisteshochburg Königsberg wirtschaftlich geprägt wurde.

Das Heft ist gegen Überweisung von 4,20 Euro auf das LO-Konto, HSH Nordbank, Kto.: 180901000, BLZ 21050000, (Stichwort „Technik / Fritz“ und – wichtig – Adreßangabe nicht vergessen) bei Bernhard Knapstein, E-Mail: Knapstein@gmx.de, zu erhalten.



Der neue „Fritz“

Renovierung in Bibliothek

Markthausen / Popelken – Dank 10000 Rubel (gut 290 Euro) des „Freundeskreises Popelken“ konnten in der Bibliothek des 31 Kilometer östlich von Labiau gelegenen Dorfes der Leseraum renoviert, neue elektrische Leitungen verlegt, die Fenster neu tapeziert, Fensterbretter erneuert und Fenster gestrichen werden.

Der Freundeskreis wurde vor zwölf Jahren von Frauen und Männern, die in Popelken beziehungsweise Markthausen zur Welt gekommen oder zur Schule gegangen sind, mit dem Ziel gegründet, den Menschen, die heute in dem Dorf wohnen zu helfen, ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Mit den Beiträgen seiner 15 Mitglieder und zehn Förderer hat der Verein außer der Bibliothek, die Schule, die Medizinische Station und den Kindergarten des Dorfes unterstützt. Für die örtliche Agrar-AG wurde für umgerechnet eineinhalbtausend Euro Saatgetreide gekauft. Für die Renovierung von fünf Häusern kaufte der Verein die Farbe und den Zement.

Mit der Familie in die Heimat

Alfred Hoyer reiste mit den Seinen dorthin, wo vor 62 seine Flucht begann

In den letzten Tagen des Januar 1945 mußte Alfred Hoyer als Fünfjähriger seine Geburts- und Heimatstadt Königsberg zusammen mit seiner Mutter und zwei kleineren Brüdern verlassen. Über Pillau gelang ihnen damals die Flucht per Schiff nach Mecklenburg und ein Jahr später nach Dürwade bei Eckernförde. Sein halbes Leben lang reifte der Wunsch in ihm, einmal die Heimat besuchen zu dürfen – um dann schließlich doch noch in Erfüllung zu gehen. Mit einer neunköpfigen Reisegruppe aus Familienangehörigen unternahm man von Berlin-Tegel aus eine Flugreise nach Ostpreußen. Eine Woche lang sind sie von Königsberg aus über 1200 Kilometer durch Ostpreußen gefahren und haben nach den Spuren der Eltern und Großeltern gesucht, begleitet von der Reiseleiterin Irina Otchichenko aus Königsberg, die dort auch geboren ist.



Am Taufbecken der gotischen Kirche in Friedland: Der russische orthodoxe Priester mit der deutschen Reisegruppe Foto: Hoyer

Nach einem knapp einstündigen Flug landeten sie in Königsberg. Auch wenn dieser internationale Flughafen noch viel zu wünschen übrig läßt, war für einige von ihnen bereits der Augenblick recht ergreifend, als sie erstmalig nach über 61 Jahren wieder ostpreußischen Boden betraten. Dort wurden sie von ihrer Reiseleiterin in Empfang genommen und in das Hotel Sambia in Cranz gefahren. Ein erster Spaziergang über die Strandpromenade weckte bei Hoyer verschollene Erinnerungen an Badeausflüge mit der Mutter von Königsberg nach Cranz.

Der zweite Tag führte Hoyer und die Seinen über Königsberg nach Heinrichsdorf im Kreis Bartenstein. Dort besuchten sie die ehemalige Schule; diese war allerdings unbewohnt und abbruchreif. Der Hof der Großeltern und Eltern einiger Reiseteilnehmerinnen war leider vom Erdboden verschwunden. So wurde auf dem Grundstück ein Picknick abgehalten und an sie gedacht. Ein Besuch im nahegelegenen Friedland galt der um 1300 errichteten gotischen Kirche. Der orthodoxe Priester geleitete die Deutschen durch das im Stadium der Renovierung befindliche Gotteshaus und zu dem außerhalb der Kirche liegende alte Taufbecken, in dem zumindest eine Reiseteilnehmerin im Jahre 1941 getauft worden ist. Von der Kirchturmspitze genossen sie einen nachdenklichen Blick über die Heimat. Ein herrliches Feuerwerk vor dem Hotel Sambia in Cranz beendete diesen erlebnisreichen Tag.

Der dritte Tag führte die Familie zunächst in die mit deutscher Hilfe neu errichtete evangelisch-lutherische Auferstehungskirche in Königsberg. Die geplante Teilnahme an einem Gottesdienst mußte aus Zeitgründen leider ausfallen. Über die Wegstrecke, die Hoyer mit seiner Familie Ende Januar 1945 mit einem Lastkraftwagen von Königsberg aus gefahren ist, ging die Fahrt dann zunächst nach Pillau. Besonders ergreifend war für Hoyer der Moment, als er mit den Seinen dort auf der Mole stand, von der aus seine Mutter mit seinen Brüdern und ihm mit viel Glück auf einem Schiff nach Mecklenburg geflüchtet ist. Am Tag ihrer Reise wurde die „Wilhelm Gustloff“ auf der Ostsee torpediert und riß Tausende von Flüchtlingen in den Tod. Erinnerungen an eine Nacht auf Stroh und an große Menschenmengen wurden wieder wach. Nachdem die Reisegruppe am Strand von Pillau Bernstein gesucht hatte, besichtigte sie in Palmnicken die Bernsteinfabrik und besuchte dann das Ostseebad Rauschen, auch heute wieder ein lebhaft genutzter Badeort der Region.

Der Königsberger Dom, das zehn Kilometer östlich der Pregelmetropole gelegene Neidtkeim und Aarau am Pregel waren die Ziele am vierten Tag der Reise in die Vergangenheit. Auch wenn die Gärtnerei Pohl in Neidkeim vom Erdboden verschwunden war, konnten die Reisenden doch das Grundstück eindeutig identifizieren und nach Spuren aus alten Zeiten suchen. Nicht zuletzt für die drei Töchter war es ein bewegender Moment, auf dem Gelände der ehemaligen elterlichen Gärtnerei zu stehen und die Gedanken in die Vergangenheit schweifen zu lassen. In Rodmannshöfen wurde das ehemalige Haus einer Tante besucht, welches von einem alten ehemaligen russischen Tierarzt bewohnt wird. Bedauernswert der Zustand des Grundstückes und des Arztes. In Aarau am Pregel besuchte man die alte Kirche, die derzeit mit Hilfe eines Hamburger Kuratoriums renoviert wird und die ehemalige Anlegestelle für die Ausflugsschiffe von Königsberg. Auch hier hat die Natur den Menschen besiegt. Ein Besuch des renovierten Königsberger Domes und des Kant-Museums stand am Ende dieses Tages. Der Weg zum Dom war geprägt durch unansehnliche Plattenbauten und aufgerissene Straßen.

Bei strahlendem Sonnenschein genoß die Familie einen wunderschönen fünften Tag auf der Kurischen Nehrung. Der herrliche Sandstrand erinnerte die Deutschen an den Lister Bogen auf Sylt. Der singende Sand, die tanzenden Bäume, der Besuch der Vogelwarte in Rossitten, ein erfrischendes Bad in der Ostsee und ein Picknick in den Dünen waren unvergeßlich schöne Augenblicke auf dieser Reise.

Labiau, Hindenburg und die Elchniederung waren am sechsten Tag die Reiseziele. In Hindenburg am Friedrichsgraben ließ die Familie sich von einer älteren Bewohnerin mit einem Boot zu dem Geburthaus der Großmutter von drei Reiseteilnehmerinnen übersetzen. Nach einer ausführlichen Besichtigung des Hauses fuhr sie weiter nach Hohenbruch / Lauknen. Während der Bombenangrif-

Fortsetzung auf Seite 16

Jugendclub neu eröffnet

Die Kreisgemeinschaft Elchniederung unterstützt das Projekt in Herdenau

Jürgen Leiste, Vorstandsmitglied des Vereins „Anthropos e. V. – für die Kinder dieser Welt“ hat in Zusammenarbeit mit Mitgliedern von „Anthropos Kaliningrad“ initiiert, daß der Jugendclub in dem abgelegenen Ort Herdenau, Kreis Elchniederung eine Kompletterneuerung bekommt. Das Gebäude bedurfte dringend einer Generalüberholung und entsprechend trostlos war das Clubleben. Leiste erkannte das Problem und fand schnell aktive Menschen in der Gegend, die von seiner Idee, die Jugendstätte zu renovieren, begeistert waren. Einen Hauptteil der Finanzierung leistete „Anthropos“, aber auch die Partei „Einiges Rußland“ und die Verwaltung in der Rayonhauptstadt Heinrichswalde beteiligten sich an diesem auch von der Kreisgemeinschaft Elchniederung unterstützten Projekt.

Nachdem Jürgen Leiste das obligatorische rote Band durchgeschnitten hatte, wandte sich Swetlana Dowshenko, die Leiterin von „Anthropos Kaliningrad“, an die Jüngsten unter den Gästen: „Anthropos ist ein Wort aus dem Griechischen und heißt Mensch, das bedeutet, dieses Haus wurde von Menschen für Menschen gebaut. Es ist also für Euch! Macht was daraus.“

Der neue Jugendclub soll täglich geöffnet sein, es soll ein Theaterclub sowie eine Comedygruppe gegründet werden, und für die Mädchen sollen regelmäßig Handarbeitskurse angeboten werden. Mit der örtlichen Schule soll viel zusammen gearbeitet werden. Außerdem will „Anthropos Kaliningrad“ regelmäßig philosophische Seminare durchführen. Ein wichtiges Ziel ist es, den Jugendlichen in den abgeschiedenen Gegenden des Königsberger Gebietes zu zeigen, daß es für sie Perspektiven gibt. „Ihre Aktivität und Kreativität muß gefördert werden, damit sie positiv an die Zukunft denken“, fordert Frau Dowshenko. Natürlich finden im neuen Jugendclub auch regelmäßig Discoveranstaltungen und Konzerte statt. Die Stille ist damit vorbei und es weht nun hoffentlich ein junger Wind durch Herdenau. *E. B.*

Erste Tankstelle von »Lukoil«

Der russische Konzern „Lukoil“ kaufte im südlichen Ostpreußen die erste Tankstelle. Seit kurzem ist er Eigentümer der früheren BP-Station an der Königstraße in Allenstein. Das ist die sechste „Lukoil“-Station in der Republik Polen. In Kürze ändert die Tankstelle an der Königstraße ihre Farben und Bezeichnungen von grün auf weißrot. Im Laufe von zwei Jahren will der russische Konzern in der Republik Polen 250 Tankstellen kaufen, davon etliche im südlichen Ostpreußen. Neben Tankstellen besitzt „Lukoil“ in der Republik Polen fast 130 Gasverkaufsstellen. *E. B.*

Mit der Familie in die Heimat

Fortsetzung von Seite 15

fe auf Königsberg hat Hoyer dort mit seiner Familie zeitweise bei der Großmutter gewohnt. Nach dem Besuch ihres Hauses, einem Picknick auf dem Gelände der zerstörten Kirche und einer Visite des Ökologischen Zentrums eines Deutschen aus Berlin fuhren sie über abenteuerliche Wege weiter nach Klein Heinrichsdorf in der Elchniederung. Auch dieses ehemals von mehreren hundert Menschen bewohnte Dorf der Familie ist bis auf ein einziges Haus völlig vom Erdboden verschwunden. Nach einem Besuch der noch heute in Betrieb befindlichen Schule in Groß Friedrichsdorf ging es dann über Kreuzingen und Tapiau zurück nach Königsberg.

Den krönenden Abschluß der Reise bildete am siebten Tag eine ausführliche Stadtrundfahrt durch das alte und neue Königsberg. Nach jeweils kurzer Rast vor den ehemaligen Krankenhäusern St. Elisabeth und Katharinen, wo zwei der Reiseteilnehmer das Licht der Welt erblickt haben, folgte ein Besuch der ehemaligen Katharinenkirche, heute ein Konzertsaal, und der Selkestraße. Für Hoyer war es ein unvergeßlicher Augenblick, wieder vor dem ehemaligen Wohnhaus der Familie zu stehen. Weiter führte der Weg am Pregel entlang durch den Hafen und vorbei an zum Teil wieder sehenswert restaurierten alten Häusern im nordwestlichen Teil der Stadt. Nach den teilweise unansehnlichen Plattenbauten in der Innenstadt eine wirklich schöne Erfahrung. Ein weiterer Halt folgte am renovierten Hauptbahnhof. Von dort hatte Hoyers Mutter Ende Januar 1945 zunächst versucht, mit ihren drei Kindern nach Westen zu fliehen. Auch hier holten Hoyer die Erinnerungen ein. Leider war der Weg in den Westen damals bereits abgeschnitten, so blieb nur die Flucht von Pillau über die Ostsee. Während ein großer Teil der Gruppe nach einem sehr guten Mittagessen am ehemaligen Hansaplatz die Zeit für einen ausgiebigen Einkaufsbummel durch die modernen Einkaufszentren der Stadt nutzte, genoß Hoyer alleine einen Spaziergang um den schönen Schloßteich und überquerte dort die Brücke, die ihm aus frühen Kindertagen in Erinnerung war. Aus Zeitgründen offen blieb leider der Besuch des Tierparks.

Am achten Tag hieß es, Abschied zu nehmen. Abschied von der Heimat Ostpreußen und von der Reiseleiterin, die sie eine Woche lang begleitet hatte. *A. H.*

Alfred Hoyers Gesamteindruck der Reise in die Vergangenheit

Viele unvergeßliche Momente werden uns weiter begleiten und sicherlich zu einem zweiten Besuch von Königsberg veranlassen. Die dort lebenden Menschen waren durchweg freundlich, keine Spur von Feindlichkeit gegenüber Deutschen. Wie uns erzählt wurde, ist das Interesse der Russen an der Geschichte dieses über Jahrhunderte von Deutschen besiedelte Landes außerordentlich groß. Überrascht hat uns insbesondere die Information, daß an den Schulen über die deutsche Vergangenheit des nördlichen Ostpreußens unterrichtet wird und sogar regelrechte Wettbewerbe zur deutschen Geschichte stattfinden. Königsberg haben wir von zwei Seiten erlebt. Sicherlich wurde der überwiegende Teil der Innenstadt durch die Bombenangriffe im Sommer 1944 weitgehend zerstört und durch unansehnliche Plattenbauten ersetzt. Allerdings haben wir mehr als nur Kanaldeckel vorgefunden. So imponierten insbesondere der renovierte Hauptbahnhof, die Stadttore und viele sanierte alte Häuser im nordwestlichen Stadtgebiet. Die deutsche Vergangenheit ist meines Erachtens noch überall präsent. Bei meinem Spaziergang um den Schloßteich und über die erste Brücke, die mir aus der Kinderzeit in Erinnerung geblieben ist, konnte ich anhand der alten Stadtkarte eine Reihe alter Gebäude erkennen, zum Beispiel das Stadthaus, das Gewerkschaftshaus und das Städtische Krankenhaus. Viele Autofahrer führen im Nummernschild den Namen Königsberg und in unserem Hotel wurde das Bier einer heimischen Brauerei unter der Marke Königsberg verkauft. Ähnliche Bemühungen würden in der Bundesrepublik Deutschland unweigerlich mit dem Etikett Revanchismus belegt werden. Weniger erfreulich und durchweg bedauernswert ist der Zustand des ländlichen Teils der einstigen Kornkammer Ostpreußen. Die Felder waren bis auf wenige Ausnahmen weitgehend unbewirtschaftet und versteppt, die ehemaligen Dörfer zum großen Teil vom Erdboden verschwunden, die restlichen Gebäude meist verfallen.

Es stellt sich die Frage, was könnte man tun, um eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die Menschen im nördlichen Ostpreußen zu erreichen?

Mein Vorschlag an die russische und die deutsche Regierung: Überwinden wir endlich die schreckliche Kriegszeit und bauen wir Brücken aus der langen gemeinsamen Geschichte beider Völker in eine gemeinsame Zukunft. Sicherlich wäre es an der Zeit, auch einmal darüber nachzudenken, wie das Unrecht gegenüber den vertriebenen Deutschen und ihren Nachkommen wenigstens teilweise gelindert werden kann.

Deutsche und Russen haben einen schrecklichen Krieg durchlebt und die Unterdrückung durch die Diktatoren Hitler und Stalin ertragen. Gemeinsam sollten wir deshalb nach geeigneten Möglichkeiten suchen, auch die vertriebenen Deutschen und ihre Nachfahren in geeigneter Form an dem Wiederaufbau ihrer Heimat mitwirken zu lassen, sofern es deren Wunsch ist. Ein erster Schritt und ein Zeichen des guten Willens wäre es, der Stadt ihren alten Namen zurückzugeben und Ostpreußens ehemaligen Bewohnern ein unbegrenztes Dauervisum einzuräumen.



Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

überrascht war Frau **Alexandra Maria Schubert**, als sie den Brief eines jungen Studenten erhielt, der sich im Rahmen seiner Doktorarbeit für die Arbeiten ihres Onkels, des Kunstmalers **Hans Kramer**, interessiert. Sie hatte noch nichts von der Veröffentlichung ihres Wunsches in Folge 49 gewußt. Auch andere Zuschriften erhielt sie, hofft noch auf weitere. Zu dem in der betreffenden Folge veröffentlichten Porträt eines Fischers aus Pillkoppen von Hans Kramer ist jetzt der Name des Abgebildeten bekannt: **Gulbies**. Außerdem hat Frau Schubert im Nachlaß ihres Onkels eine wertvolle Auszeichnung gefunden, die ihm in Dresden verliehen wurde: Es handelt sich um ein großes Bernsteinstück (17 x 14 Zentimeter, Gewicht zirka 500 Gramm) auf einer Holzplatte, auf deren Unterseite vermerkt ist: „Angefertigt in den Werkstätten der Staatlichen Bernsteinmanufaktur Königsberg Pr.". Im Besitz des Stadtmuseums Zittau befindet sich unter den Aquarellen und Grafiken von Hans Kramer auch sein Aquarell „Hohe Düne bei Nidden". Wer Näheres wissen will, wende sich bitte an die Nichte des verstorbenen Künstlers, Frau Alexandra Maria Schubert, Habichthof 21 in 24 939 Flensburg, Telefon (04 61) 4 42 24.

„Es ist schon erstaunlich und grenzt schon an Wunder, welche Suchwünsche durch die Ostpreußische Familie in Erfüllung gehen", schrieb Anfang November unser Landsmann **Kurt Guszewski**, als er uns einen Wunsch von Frau **Hildegard Herrmann** übermittelte: Sie suchte ihre Schulfreundin **Irmgard Sdrojek** aus Steinberg, Kreis Lyck. Und das schon seit Jahrzehnten über alle möglichen Institutionen und im Internet – alles vergeblich. Jetzt hoffte man also auf ein Wunder durch unsere Ostpreußische Familie – und siehe, es geschah: Einige Tage nach der Veröffentlichung teilte Frau Herrmann dem erstaunten Herrn Guszewski telefonisch mit, daß die Gesuchte ihr einen langen Brief geschrieben hatte! Für Frau Herrmann war dieses Wiederfinden das schönste Weihnachtsgeschenk, und Herr Guszewski glaubt nun weiter an Wunder!

Es ist schon eigenartig, welche Verbindungen sich manchmal durch eine kleine Frage ergeben. Da faxte uns der gebürtige Memelländer **Manfred Josellis** aus Chicago seinen Wunsch: Wir sollten ihm helfen, seine durch Feuer vernichtete Geburtsurkunde wiederzubekommen, denn er sei ratlos, weil ihm in Amerika niemand helfen könne und er auch sonst keine Verbindung zur Heimat habe. Kurz gesagt: Wir konnten helfen: Unser Mitarbeiter Dr. **Detlef Arntzen** schaffte es in kurzer Zeit, daß Herr Josellis eine Kopie seiner Geburtsurkunde erhielt und so auch wieder einen Führerschein bekam. Der Dank war groß, aber es blieb nicht dabei. Seit diesem so schnell und unbürokratisch erfüllten Wunsch pflegt Herr Josellis in kurzen Abständen bei Herrn Dr. Arntzen in Hamburg anzurufen und ihm im Laufe eines langen Telefonats ausführlich über alles zu berichten, was ihn bewegt, und dazu gehören auch die Erinnerungen an Heimat und Kindheit. Ein Echolot des Heimwehs könnte man es nennen, denn er freut sich über jede Reaktion, jede Antwort, die ihm hilft, die Vergangenheit zu erhellen und die Gegenwart lebenswerter zu machen. Dies als kleines Beispiel für die vielen Drähte, die unsere Familie inzwischen verbinden konnte, über Frage und Antwort hinaus.

Ein solcher besteht nun auch zwischen unseren Leserinnen **Karen Baum** aus Allensbach und **Frieda Lukner** aus Orlando, USA. Als Frau Baum sich im Rahmen ihrer Ahnenforschung an uns wandte, war unsere immer engagierte Leserin aus Florida eine der ersten, die ihr schrieben. Daraus hat sich ein netter Kontakt entwickelt, wie Frau Baum schreibt: „Leider kann ich sie nicht besuchen, aber wir haben uns schon Fotos zugesandt und verstehen uns sehr gut." Nun möchte sich Frau Baum verstärkt mit Familienforschung beschäftigen und bittet unsere Leserinnen und Leser erneut um Mithilfe. Zuerst geht es um **Hans Pfeiffenberger** aus Königsberg, einen Onkel ihrer Mutter. Er hatte zu Beginn des Zweiten Weltkrieges eine Eisdiele auf dem Steindamm. Erinnert sich noch jemand an dieses Lokal, seinen Namen und die Nummer des Hauses? Die Eisdiele dürfte sehr beliebt gewesen sein, denn es soll dort Eis mit echter Sahne gegeben haben, die während des Krieges ja Mangelware war. Dieser Onkel hat aber anscheinend auf vielen Klavieren gespielt, denn er handelte auch mit Bernstein, Fellen wie Marder und Iltis zum Kragenbesatz und Schilfrohr zum Dachdecken. Dazu soll er Uferflächen zum Ernten gepachtet haben. Weiß jemand etwas mehr darüber? Die Eltern von Frau Baums Mutter, **Erich Paul** Pfeiffenberger und **Anna-Marie** geborene **Anderweit** handelten in den 20er Jahren, als der Ehemann arbeitslos war, auf Jahrmärkten mit Kleinkram wie Windrädchen und Kettchen. Auch hierüber hätte Frau Baum gerne nähere Angaben. Ihre Mutter wohnte von 1935 bis 1945 in Rothenstein. 1940 wurde sie im Alter von 15 Jahren konfirmiert. Sie kann sich nicht mehr erinnern, in welcher Kirche, es dürfte die Quednauer gewesen sein. Vielleicht gibt es noch Mitkonfirmanden von Anna-Marie Pfeiffenberger, * 12. März 1925? Über jede noch so kleine Information wäre die Schreiberin dankbar. (Karen Baum, Radolfszeller Straße 75 in 78476 Allensbach, Telefon 0 75 33 / 33 06, E-Mail: k-baeumchen@web.de.)


Ruth Geede Foto: privat

Viele Verbindungen hat auch Frau **Margarete Malchow** geborene **Walterkewitz** im Laufe der vergangenen Jahre durch unsere Ostpreußische Familie knüpfen können, und so ist es nur logisch, daß sie sich wieder an uns wendet, denn es geht um ein Treffen der verlorenen, verwaisten Kinder, die von Mai 1945 bis zum Oktober 1947 in dem damaligen Kinderheim in Pr. Eylau untergebracht waren. Unsere Zeitung hat mitgeholfen, daß sich einige der ehemaligen Heiminsassen gefunden haben, und diese wollen nun das Treffen veranstalten. Es sind dies die Geschwister **Priedigkeit** / **Döppner**, **Hennig**, **Walterkewitz**, **Schwagmeier** und **Margarete Eripp**. Sie erinnern sich an die Gebrüder **Franke**, **Helmut** und **Heinz** und zwei kleinere Brüder, **Erna Heszke**, **Bodo Brozio**, **Margarete Sawatzki** und an eine **Irmgard**. Nicht im Heim waren **Walter** und **Helmut Romei** (auch **Romay** oder **Romai**), die aber öfters in das Haus in der Königsberger Straße kamen und dort Akkordeon spielten. Am 26. Oktober 1947 wurden die Kinder ausgewiesen und in die damalige Ostzone transportiert. Der letzte Aufenthaltsort war Klein-Welta, wo sie in der dortigen Knabenschule untergebracht waren.

Das Treffen soll vom 26. bis 28. Mai, also zu Pfingsten, in der Nähe von Bautzen stattfinden. Der genaue Veranstaltungsort wird allen, die sich melden, bekanntgegeben, und das sollten, so hoffen die Initiatoren des Treffens, möglichst viele der ehemaligen Heimkinder sein. Zur Erinnerung: Das Heim lag zuerst am Rand von Pr. Eylau, wo sich heute der Grenzübergang zwischen dem polnisch und dem russisch verwalteten Teil Ostpreußens befindet. Die Leiterin wurde „**Tante Ruth**", die Köchin „**Tante Frieda**" genannt. Dann wurde es in die Königsberger Straße verlegt, von dort erfolgte auch die Ausreise. Meldungen bitte an Margarete Malchow, Neustrelitzer Straße 14 in 18109 Rostock, Telefon (03 81) 71 79 10, oder **Hannelore Kluge** (**Doepner**), Birkenweg 1 in 02681 Crostau-Callenberg, Telefon (0 35 92) 3 21 59.

Es gibt Fragen, die sind überaus kompliziert und deshalb auch sehr schwierig zu vermitteln. Dazu gehört die von **Monika Ehrentraut**, die sich selber als „angeblich nicht identifizierbares Flüchtlingskind aus dem deutschen Osten" bezeichnet. Das will sie aber nicht für ewig bleiben, und deshalb hat sie sich schon vor zwei Jahren an uns gewandt mit der Bitte, ihr zu helfen. Wir haben auch ihr Anliegen gebracht – jetzt wendet sie sich erneut an uns, denn die inzwischen erfolgten Nachforschungsergebnisse haben sie ein Stück weiter gebracht. Für Frau Ehrentraut, die etwa im Spätsommer 1944 geboren wurde, beginnt ihre nachvollziehbare Vergangenheit in Cottbus. Sie war wohl das Jüngste in der kleinen Gruppe von zwei Frauen und sechs Kindern, von denen einige frische Bruchverletzungen aufwiesen. Die Frauen sollen englisch gesprochen haben mit anglo-irischem Idiom. Alle Unterlagen über die Aufnahme dieser Personen in Cottbus sind schon dort vor Jahrzehnten vernichtet worden.

Es ist wahrscheinlich, daß es sich um Evakuierte aus Hamburg handelt, die ab 1942 bei Verwandten auf einem Gut in der Nähe von Königberg lebten. Nach Aussagen soll die Ahnentafel der Familie in Hamburg ausgestellt worden sein. Ein Kindervater soll einer ostpreußischen Adelsfamilie entstammen. Etwas konkreter ist die Angabe, daß einer der Väter ab 1938 in Hamburg als Prokurist oder Jurist für die Mineralölindustrie gearbeitet hat. Es ist möglich, daß er bis dahin im Ausland tätig war und dort eine 1918 in Nordirland geborene Frau geheiratet hat. Diese könnte ihre Schwester mitgebracht haben, als sie ihrem Mann nach Hamburg folgte. Auf Grund der Tatsache, daß beide Frauen anglo-irisch sprachen, ist es wahrscheinlich, daß es sich bei dem Unternehmen um das Mineralwerk „Rhenania Ossag" gehandelt hat, eine „Shell"-Tochter, die beispielsweise auch Großaktionär bei dem Hydrierwerk Stettin-Pölitz war. Diese Dokumente sollen zur gleichen Zeit, als die Flüchtlinge in Cottbus waren, verlorengegangen sein. Monika Ehrentraut stellt nun folgende Fragen:

Wer hat in Königsberg für das Mineralölwerk „Rhenania Ossag" gearbeitet?

Wer kannte dieses Werk und dessen Bedeutung für Ostpreußen und die nordeuropäischen Länder?

Wer weiß etwas über die Direktion der „Rhenania Ossag" in Königsberg und ihre Kontakte zur Zentrale nach Hamburg?

Wann wurde der Mineralölhandel dieses Werkes beendet?

Wer weiß vielleicht etwas über Auslandsdeutsche, die nach 1938 für die „Shell" in Hamburg, Danzig und Königsberg gearbeitet haben?

Auf welchem Gut im Samland haben sich in den letzten Kriegsjahren zwei englisch sprechende Frauen mit ihren insgesamt sechs Kindern aufgehalten ?

Danzig kommt mit in das Spiel, weil Frau Ehrentraut noch eine vage Vermutung hegt. Am 31. Januar 1945 flog eine Kuriermaschine von Danzig kommend nach Westen mit Ziel Bremen. Die von Oberfeldwebel **Wiege** oder **Wiese**, vermutlich Ritterkreuzträger, gesteuerte Ju 52 G 6 mußte nach Beschuß in der Nähe von Forst notlanden, seitdem gilt die Maschine als vermißt. „Vielleicht gehörten wir zu den Insassen, denn wir wiesen ja frische Brüche auf. Und das erklärt auch, daß uns niemand in Cottbus gesucht hat", meint Frau Ehrentraut. Sie geht jedem Steinchen nach, das helfen könnte, in diesem rätselhaften Schicksalsmosaik einen festen Ansatz zu finden. Für sie ist jede noch so unbedeutend erscheinende Information möglicherweise die berühmte Nadel im Heuhaufen.

Aber die haben wir ja schon manchmal gefunden! (Monika Ehrentraut, Friedensstraße 18 in 65510 Idstein, Telefon 0 61 26 / 5 49 47.)

Die letzte Frage für heute, wohltuend kurz und knapp: „Ich erforsche die ostpreußischen Linien **Tarwitz** (**Tarwids**) und **Kunkis** aus Memel, bin aber bisher nicht weitergekommen als bis 1900. Vielleicht finden sich unter Ihren Lesern welche, die in diesen Linien forschen?" – so die E-Mail von Herrn **Roland Wederich**. (Seine Adresse: Talstraße 18 in 73274 Notzingen, Telefon 0 70 21 / 7 52 39, E-Mail: WederichRo@web.de.)

Eure

Ruth Geede



ZUM 100. GEBURTSTAG

Neumann, Charlotte, geb. Fellechner, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Segelteichstraße 34, 99706 Sondershausen, am 26. Januar

ZUM 99. GEBURTSTAG

Kieschke, Margarete, geb. Nisch, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 111, jetzt Am Heidbusch 8, 13627 Berlin, am 23. Januar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Thiedemann, Paul, aus Treuburg, jetzt Paradiesstraße 8, 80538 München, am 28. Januar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Conrad, Frieda, aus Lötzen, jetzt Friedensstraße 7, 76865 Annweiler, am 27. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Räder, Meta, geb. Landner, aus Ebenfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Zossener Damm 10, 15827 Blankenfelde, am 21. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Janzik, Gertrud, geb. Borawski, aus Langsee, Kreis Lyck, jetzt Ermlandweg 22, 59558 Lippstadt, am 25. Januar

Scherotzki, Frieda, aus Lengau, Kreis Treuburg, jetzt Schlehdornstraße 7, 57223 Kreuztal, am 27. Januar

Stolz, Frieda, geb. Rose, aus Tapiau, Rohsestraße, Kreis Wehlau, jetzt Leuschner Straße 93 A, 21031 Hamburg, am 26. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Dohrmann, Elisabeth, geb. Laatsch, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Ezzilostraße 1, BRK-Altenheim, 91315 Höchstädt a. d. Aisch, am 25. Januar

Korinth, Hildegard, geb. Hagen, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Kalkbrennerstraße 46, 23562 Lübeck, am 23. Januar

Raschpichler, Christel, geb. Grönert, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Ezzilostraße 1, Altenheim, 91315 Höchstadt / Aisch, am 23. Januar

Wischnewski, Bruno, aus Narzym, Kreis Neidenburg, jetzt Kortjanweg 23, 26125 Oldenburg, am 28. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Nowosadtko, Fritz, aus Reichenwalde, Kreis Lyck, jetzt Neijeweg 4, 32423 Minden, am 26. Januar

Regenbrecht, Maria, geb. Fischer, aus Klein Nuhr, Neuwaldau I, Kreis Wehlau, jetzt Klempauer Straße 64, 23628 Krummesse, am 22. Januar

Schiffke, Hilla, geb. Rau, Grüfstraße 1, 40878 Ratingen, am 28. Januar

Zink, Maria, geb. Potreck, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Siebenbürgenweg 51, 40591 Düsseldorf, am 20. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Gyzas, Gisela, geb. Trojan, aus Jürgenau, Kreis Lyck, jetzt Lavener Straße 65, 27619 Schiffdorf, am 22. Januar

Palis, Minna, geb. Jakob, aus Klein Engelau, Engelshöhe Gut, Kreis Wehlau, jetzt Hauptstraße 25, 23899 Gudow, am 23. Januar

Sakautzki, Eva, geb. Westphal, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Itzehoer Straße 24, 24537 Neumünster, am 24. Januar

Siepe, Karl, aus Wehlau, Neustadt, Kreis Wehlau, jetzt Nordstraße 21 b, 58730 Fröndenberg, am 25. Januar

Wackermann, Anna, aus Bobern, Kreis Lyck, jetzt Am Fahrenstück 2, 58971 Werdohl, am 23. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Damm, Ottilie, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Carl-Maria-von-Weber-Straße 45, 24768 Rendsburg, am 22. Januar

Dzieran, Wilhelm, aus Steintal, Kreis Lötzen, jetzt E.-M.-Arndt-Straße 56, 24223 Raisdorf, am 27. Januar

Gesper, Ella, geb. Schmakeit, aus Kreis Elchniederung, jetzt Schloßstraße 15, 78250 Tengen, am 28. Januar

Pißowotzki, Martha, geb. Roslan, aus Schuttschenofen, Kreis Neidenburg, jetzt Ringstraße 46, 42929 Wermelskirchen, am 22. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Arndt, Mathilde, geb. Berger, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Turmstraße 58 E, 58099 Hagen, am 13. Januar

Kerstan, Wilhelm, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Detmolder Straße 8, 31582 Nieburg / Weser, am 28. Januar

Müller, Brigitte, geb. Dörfer, aus Treuburg, Treuburger Markt 63 / 64, jetzt Gartenstraße 11, 23795 Bad Segeberg, am 22. Januar

Scharnowski, Friedrich, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Richard-Wagner-Straße 11, 60318 Frankfurt, am 23. Januar

Schedler, Gerda, geb. Gechner, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Hans-Am-Ende-Straße 19, 27711 Osterholz-Scharmbeck, am 22. Januar

Silberbach, Käthe, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Zum Märchenland 9, 40235 Düsseldorf, am 22. Januar

Wieseke, Edith, geb. Sellien, aus Neidenburg, jetzt Hermannswerder Haus 8, 14473 Potsdam, am 28. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Baudzus, Arthur, aus Lyck, jetzt Arthurs Road 3250, Towrang N.S.W. 2580, Australien, am 25. Januar

Beckmann, Gertrud, geb. Paschko, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hans-Kramps-Weg 36, 27472 Cuxhaven, am 25. Januar

Bercz, Gerda, aus Treuburg, jetzt Gerdauring 25, 21147 Hamburg, am 25. Januar

Böttger, Else, geb. Müller, aus Wehlau, Krumme Grube, Kreis Wehlau, jetzt Petersweg 62, 55252 Mainz, am 23. Januar

Buttgereit, Margarete, geb. Herold, aus Königsberg, Hans-Sagan-Straße 102, jetzt Dresdner Straße 171 b, 01705 Freital, am 28. Januar

Dombrowski, Anneliese, geb. Kabey, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Philippsanlage 15, 64560 Riedstadt, am 27. Januar

Evers, Martha, geb. Klein, aus Ebenrode, Dobel 19, jetzt Böttcherkamp 187 a, 22549 Hamburg, am 27. Januar

Fröhlich, Gertrud, geb. Wedler, aus Motzfelde, Kreis Elchniederung, jetzt Drosselweg 35, 27283 Verden, am 26. Januar

Gerdes, Ernst, aus Gartenau, Kreis Neidenburg, jetzt Gartenstraße 27, 37619 Bodenwerder, am 27. Januar

Häring, Martha, geb. Weißberg, aus Hochmühlen, Kreis Ebenrode, jetzt Landwehr 63, 58708 Menden, am 26. Januar

Kasper, Eva, geb. Sakowsky, aus Königsberg, Marienstraße 6, jetzt 15100 W Cleveland Ave., Apt. 267, New Berlin, WI 53151, am 26. Januar

Kunter, Charlotte, geb. Drossmann, aus Stallupönen, Goldaperstraße 24, Kreis Ebenrode, jetzt Ringstraße 13, 64380 Roßdorf bei Darmstadt, am 26. Januar

Lampe, Gertrud, geb. Woitschies, aus Kreis Elchniederung, jetzt Rodbraken 19, 30459 Hannover, am 25. Januar

Ledrat, Hildegard, geb. Böhnke, aus Lindental, Kreis Elchniederung, jetzt Ringstraße 20, 31707 Bad Eilsen, am 26. Januar

Marquardt, Magdalene, geb. Meyhöfer, aus Jesken, Kreis Treuburg, jetzt Ostmarkstraße 31, 21680 Stade, am 27. Januar

Marquart, Willy, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Dr. Robert-Koch-Straße 3, 06308 Benndorf, am 27. Januar

McPhaul, Gretel, geb. Stupening, aus Insterburg, jetzt Schatzberg 5, 88662 Überlingen, am 16. Januar

Melenk, Siegfried, aus Ossafelde, Kreis Elchniederung, jetzt Oedinghausen 3, 51588 Nümbrecht, am 25. Januar

Olschewski, Herta, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Gerhart-Hauptmann-Straße 18, 64711 Erbach / Odenwald, am 24. Januar

Pannwitz, Franz, aus Sodargen, Kreis Ebenrode, jetzt Uhlandstraße 13, 34308 Bad Emstal, am 28. Januar

Petry, Hans, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Im Hedrichsfeld 16, 51379 Leverkusen, am 28. Januar

Reimann, Gerhard, aus Bledau, Kreis Samland, jetzt Lenaustraße 36, 58089 Hagen, am 22. Januar

Sattler, Gertrud, geb. Philipp, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Wilhelmshöhe 28 a, 58791 Werdohl, am 27. Januar

Schilawa, Anna, geb. Reisenauer, aus Gortzen, Kreis Lyck, jetzt Rothenburgsorter Weg 3, 21502 Geesthacht, am 22. Januar

Schwerin, Ilse, geb. Lüke, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Große Ringstraße 31, 27283 Verden, am 27. Januar

Sonnenstuhl, Alfred, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Rabensmorgen 106, 44141 Dortmund, am 9. Januar

Steindel, Oswald, aus Wilkendorf, Kreis Wehlau, jetzt Distelkamp 8, 51371 Leverkusen, am 23. Januar

Stritzel, Elisabeth, geb. Fischer, aus Alknicken, Kreis Samland, jetzt Hamburger Straße 11, 22952 Lütjensee, am 22. Januar

Süß, Erika, geb. Stein, aus Königsberg, Kapornerstraße, jetzt Lindenstraße 5 a, 40789 Monheim, am 27. Januar

Szymanczyk, Ida, aus Legenquell, Kreis Treuburg, jetzt PL- 19-402 Babki Olecki Dabrowskie, am 28. Januar

Trusch, Arno, aus Liepnicken, Kreis Pr. Eylau, jetzt Ringstraße 67, 47218 Duisburg, am 21. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Baudach, Lieselotte, geb. Dorß, aus Maschen, Kreis Lyck, jetzt Oxstedter Straße 115, 27476 Cuxhaven, am 28. Januar

Bergatt, Dietrich, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Lutherstraße 44 b, 69120 Heidelberg, am 26. Januar

Christmann, Alma, geb. Woike, aus Leipe, Westpreußen, jetzt Hölkeskampring 71, 44625 Herne, am 20. Januar

Dahl, Hildegard, geb. Paprotta, aus Friedrichsdorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Feldblick 33, 40880 Ratingen, am 25. Januar

Didszun, Edith, geb. Mahrenholz, aus Waldreuten, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Weingart Straße 4, 66798 Wallerfangen 1, am 15. Januar

Dombrowski, Erich, aus Hansbruch, Kreis Lyck, jetzt Karl-Wenk-Straße 8, 44225 Dortmund, am 27. Januar

Engler, Leokardia, geb. Müller, aus Rehbusch, Kreis Ebenrode, jetzt Ostlandstraße 17, 27628 Hagen, am 28. Januar

Frahsa, Ernst, aus Finsterdamerau, Kreis Ortelsburg, jetzt An d. Hubertushäusern 5 D, 14129 Berlin, am 25. Januar

Gabriel, Franz, aus Gr. Gottswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Voedestraße 60, 58455 Witten, am 23. Januar

Gerlach, Herta, geb. Szielenkewitz, aus Willkassen, Kreis Treuburg, jetzt Baustraße 25, 42853 Remscheid, am 24. Januar

Gränitz, Lieselotte, geb. Aschmonat, aus Rogonnen, Kreis Treuburg, jetzt Stormstraße 25, 30177 Hannover, am 24. Januar

Grünberg, Dora, geb. Kamann, aus Mühlenkreuz, Kreis Elchniederung, jetzt Alt Glasow 37 A, 15813 Mahlow, am 24. Januar

Hagen, Elfriede, geb. Langguth, aus Struben Abbau, Kreis Neidenburg, jetzt Nindorfer Straße 7, 27374 Visselhövede, am 25. Januar

Hermenau, Alfred, aus Königsberg, Sedanstraße 10, jetzt Tannenweg 2, 57562 Herdorf, am 10. Januar

Jakstadt, Ernst, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Gerhard-Winkler-Weg 15, 12355 Berlin, am 26. Januar

Jokschat, Kurt, aus Peterswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Tulpenweg 6, 25524 Itzehoe, am 25. Januar

Jonischkat, Ewald, aus Göritten, Kreis Ebenrode, jetzt Poststraße 74, 44809 Bochum, am 25. Januar

Kensy, Hedwig, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Emserstraße 23, 10719 Berlin, am 23. Januar

Kirchhoff, Edith, geb. Neumann, aus Schönmoor, Kreis Königsberg-Land, jetzt Jugenheimerstraße 60, 60528 Frankfurt, am 25. Januar

Klotzki, Willi, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Fauviller Ring 40, 53501 Grafschaft, am 16. Januar

Knodt, Gerda, geb. Riechert, aus Königsberg, Guednau Wehrmacht Siedlung 21, jetzt Thomas-Mann-Straße 18, 60439 Frankfurt, am 27. Dezember

Lange, Elfriede, geb. Jablonski, aus Schwalg, Kreis Treuburg, jetzt Glockengasse 4, 32278 Kirchlengern, am 26. Januar

Latossek, Alma, aus Lilienthal, Kreis Neidenburg, jetzt Brandenweg 3, 28357 Bremen, am 28. Januar

Meyer, Ruth, geb. Gippner, aus Kalgendorf, Kreis Lyck, jetzt Angelnstraße 16 c, 22049 Hamburg, am 24. Januar

Milachowski, Prof. Dr. Ruth, geb. Grigat, aus Reuß, Trb. Egerländer Straße 2, Kreis Treuburg, jetzt Freiberger Straße 5, 04349 Leipzig, am 25. Januar

Nölle, Gertrud, geb. Fiebranz, aus Freiort, Kreis Lötzen, jetzt Drosselweg 3, 59929 Brilon, am 27. Januar

Ohnesorge, Erwin Georg, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Tilsiter Straße 63 c III, 22047 Hamburg, am 22. Januar

Redmer, Arnold, aus Wehlau, Memeler Straße, Kreis Wehlau, jetzt Dieststraße 14, 35683 Dillenburg, am 24. Januar

Rodenberg, Gerda, geb. Tolkmitt, aus Kgl. Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Nordhausen 4, 31603 Diepenau, am 26. Januar

Rosin, Anna, geb. Noreikat, aus Schellendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Heimstättenweg 33, 38685 Langelsheim, am 26. Januar

Schendel, Herbert, aus Groß Birkenfelde, Kreis Wehlau, jetzt Reitackerstraße 15, 90429 Nürnberg, am 25. Januar

Schulz, Arthur, aus Goldenau, Kreis Lyck, jetzt Bobenfeld 3, 44652 Herne, am 26. Januar

Steenfatt, Lieselotte, geb. Kullak, aus Guhsen, Kreis Treuburg, jetzt Schulstraße 2, 24582 Bordesholm, am 23. Januar

Tamschick, Gerhard, aus Tapiau, Horst-Wessel-Ring, Kreis Wehlau, jetzt Haynauer Straße 1, 58332 Schwelm, am 26. Januar

Wald, Gertrud, geb. Grams, aus Gr. Klingbeck, Kreis Heiligenbeil, jetzt Langer Grabenweg 9, 53175 Bonn, am 18. Januar

Wichmann, Hedwig, Wiberny, aus Wiesenhöhe, Kreis Treuburg, jetzt Augustastraße 139, 42119 Wuppertal, am 28. Januar

Wilhelm, Erika, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 40, jetzt Über den Hagen 35, 31020 Salzhemmendorf, am 24. Januar

Zwickler, Edith, geb. Refke, aus Lyck, Kaiser-Wilhlem-Straße 88, jetzt Karl-Arnold-Straße 4, 47608 Geldern, am 27. Januar

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Peters, Heinz, und Frau Ingeborg, geb. Prostka, aus Treuburg, Bergstraße 3, jetzt Südperdweg 2, 18586 Thiessow, am 5. Dezember

Schmidtke, Fritz, und Frau Friedel, aus Gr. Klingbeck, Kreis Heiligenbeil, jetzt 8701 2nd Ave., Pleasant Pr. WI 53158-4713, am 25. Dezember

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Puschies, Erwin, und Frau Linda, aus Gr. Klingbeck, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ostpreußenstraße 22, 27632 Midlum, am 25. Dezember

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 20. Januar, 19.15 Uhr, K 1: Ausbildung zum Agenten.

Sonnabend, 20. Januar, 20.10 Uhr, N-TV: Hitlers Psyche.

Sonntag, 21. Januar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Mittwoch, 24. Januar, 20.40 Uhr, Arte: Mit dem Mut der Verzweifelten – Jüdischer Widerstand gegen Hitler.

Freitag, 26. Januar, 20.15 Uhr, 3sat: Die Klasse von 1943.

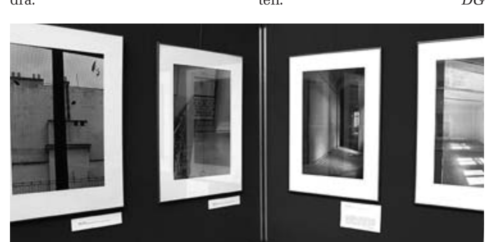
Freitag, 26. Januar, 22.05 Uhr, N24: Operation „Zitadelle“ – Die größte Panzerschlacht aller Zeiten.

»Wege des Franz K.«

Ausstellung über Kafkas Lebensorte

Erstmals zeigte eine Ausstellung alle Orte, die für das Leben und Werk von Franz Kafka relevant waren. Das Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus präsentierte unter dem Motto „Wege des Franz K.“ eine Dokumentarschau mit großformatigen Schwarzweiß-Aufnahmen des tschechischen Fotografen Jan Jindra.

Zu sehen waren sowohl bekannte als auch weniger bekannte Schauplätze in Prag und Nordböhmen aber auch viele andere europäische Orte, die Kafka bereist hat. In den Aufnahmen versuchte der Fotograf, die spezifische Atmosphäre der Orte festzuhalten und Kafkas Leben aus neuen Blickwinkeln zu beleuchten. *DG*



Blick in die Ausstellung – „Wege des Franz K“. Foto: DG

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Bundestreffen – Die BdV-Nachwuchsorganisationen veranstalten 2007 ein Bundestreffen im Ostheim, Bad Pyrmont, vom 20. bis 22. April. Anmeldungen an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwenningen – Donnerstag, 9. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren im Restaurant Thessaloniki. Es werden schöne Wintergeschichten aus dem heimatlichen Memelland vorgetragen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Bad Reichenhall – Sonnabend, 3. Februar, 13.30 Uhr, Busfahrt (ab den bekannten Haltestellen) zum Faschingstreiben der Salzburger. – Der Vorsitzende Max Richard Hoffmann begrüßte alle Gäste und Landsleute zum ersten Heimatnachmittag in diesem Jahr. Unter den Gästen befanden sich unter anderem der BdV-Obmann Herbert Ott, Margarete Maschauer und Draga Matkovic. Anschließend wurde auf das Wohl und den Geburtstag von Freifrau v. Buddenbrock angestoßen und damit das Neue Jahr würdig begonnen. Dann verlas Hoffmann den Jahresrückblick. Die einzelnen Höhepunkte der Heimatnachmittage, wie beispielsweise der Besuch der Münchner Landsleute der Ausflug zum Gnadenhof Aiderbichi, wurden wachgerufen. Die Schatzmeisterin Jutta Karl verlas den jährlichen Kassenbericht. Sie erhielt für ihre korrekte Buchführung viel Applaus und vom Vorsitzenden Buchgeschenke als Dank. Der Vorsitzende informierte die Landsleute über eine Tagung in Furth im Wald und über ein Ferientreff in Seeboden am Millstätter See. Es folgte eine Rezitation des Gedichtes „Heimweh verboten". In diesem heißt es unter anderem, daß alle Heimweh haben dürfen, wenn sie in der Fremde sind, nur die Heimatvertriebenen nicht. Es wurde ferner beschlossen, Kontakte zu den Schlesiern aufzunehmen, um gemeinsame Treffen zu beschließen. Hoffmann bedankte sich bei allen für ihr Kommen, und ein harmonischer und vielversprechender Heimatnachmittag nahm ein glückliches Ende.

Ingolstadt – Sonntag, 21. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8.

Weiden – Sonntag, 4. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Heimgarten".



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren. Geschäftsführung: Telefon (0 30) 2 16 43 38, Großgörschenstraße 38, 10827 Berlin

KREISGRUPPEN

Mohrungen – Freitag, 2. Februar, 15 Uhr, Sportcasino „Zur Wulle", Wullenweberstraße 15, 10555 Berlin. Anfragen: Ursula Dronsek, Telefon 2 16 43 38.

Lyck – Sonnabend, 3. Februar, 15 Uhr, Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9, 10825 Berlin. Anfragen: Peter Dziengel, Telefon 8 24 54 79.

Wehlau – Sonntag, 4. Februar, 15 Uhr, Restaurant Bräustübl, Bessemer Straße 84, 12103 Berlin. Anfragen: Lothar Hamann, Telefon 6 63 32 45.

Rastenburg – Sonnabend, 4. Februar, 15 Uhr, Restaurant Stammhaus, Rohrdamm 24 B, 13629 Berlin. Anfragen: Herbert Brosch, Telefon 8 01 44 18.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Gumbinnen – Sonnabend, 3. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1, Hamburg. Zu erreichen mit der S-Bahn 1 bis Stadthausbrücke oder mit der U-Bahn bis Rödingsmarkt und einem Fußweg von sechs Minuten. Man geht in Blickrichtung Michaeliskirche. Gäste sind herzlich eingeladen. Es erwarte Sie eine Kaffeetafel und ein fastnachtliches Programm.

Heiligenbeil – Sonntag, 11. Februar, 14 Uhr, Jahreshauptversammlung im Seniorentreff, Am Gojenboom. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahnlinie 3, Richtung Mümmelmannsberg bis zur Station Horner Rennbahn, Ausgang Am Gojenboom. Anmeldung bis zum 9. Februar bei Lm. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro.

Insterburg – Mittwoch, 7. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg. Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen, Jahresrückblick und Kappenfest

Osterode – Sonnabend, 17. Februar, Knappenfest im Restaurant Krohn, Fuhlsbüttler Straße 757, direkt am Bahnhof Ohlsdorf. Bei Musik mit Liedern zum Mitsingen wird in froher Runde in den Karneval geschunkelt. Der Eintritt ist frei, ein Kaffeegedeck kostet 6,50 Euro. Gäste sind herzlich willkommen.

Sensburg – Sonntag, 21. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum gemütlichen Beisammensein im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 6. Februar, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für 'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 29. Januar, 15 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus „Waldquelle", Höpenstraße 88, Meckelfeld. Thema: Winter in Ost- und Westpreußen.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 26. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Sozialen Zentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Heimatfilmer Klaus Loleit zeigt Ostpreußenvideos. Gäste sind herzlich willkommen.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Wetzlar – Als überaus erfolgreich habe sich die Vorstandsarbeit im letzten Jahr erwiesen. Dies erklärte der Vorsitzende Kuno Kutz in seinem Rechenschaftsbericht vor der Jahreshauptversammlung. Er wies darauf in, daß die elf Veranstaltungen bei den Mitgliedern stets regen Zuspruch gefunden hätten. Mit durchschnittlich 40 Besuchern habe jeweils mehr als die Hälfte der derzeit 70 Mitglieder an den monatlichen Versammlungen teilgenommen. Darüber hinaus habe sich die Gruppe im Sommer an einer Ausstellung über „Flucht und Vertreibung" im Wetzlarer Rathaus beteiligt. Als besondere Veranstaltungen im vergangenen Jahr verwies der Erste Vorsitzende auf einen Vortrag über den westpreußischen Mediziner und Nobelpreisträger Emil v. Behring sowie ein Referat über die ostpreußische Bildhauerin Käthe Kollwitz. In seiner Programmvorschau auf das Jahr 2007 hob Kuno Kutz einen für Juni geplanten Bildbericht der Kulturbeauftragten Karla Weyland über Westpreußen und einen Vortrag des Historikers Dr. Peter Wörster vom Herder-Institut in Marburg über „Das Preußenland und die baltischen Länder" im November hervor.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Landesgruppe – Sonnabend, 29. September, 10 Uhr, 12. Landestreffen der Ostpreußen in Rostock, Stadthalle, Südring 90 (direkt am Hauptbahnhof). Alle 40 Heimatkreise sind an Extra-Tischen ausgeschildert. Für das leibliche Wohl und genügend Parkplätze ist gesorgt. Nähere Informationen erteilt Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88. Der ursprüngliche Termin am 1. September mußte aus organisatorischen Gründen, von Seiten der Betreiber der Stadthalle, verlegt werden.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel. (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Mittwoch, 24. Januar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Die Mitgliederversammlung steht im Zeichen des Karnevals, dafür werden heitere Beiträge erbeten. – Bei der letzten Veranstaltung stellten Christel Jaeger und Günter Serafin den Dichter Fritz Kudnig vor, der am 17. Juni 1888 in Königsberg das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war Wachtmeister bei den Wrangel-Kürassieren, von dem Sohn ehrfürchtig bewundert. Die Mutter, voll Liebe und Geduld, glich dem Großvater, dessen Bauernhof in Deutschdorf bei Pr. Holland zum Ferienparadies des Enkels wurde. Zum Beginn der Schulzeit siedelte die Familie nach Braunsberg über. Fritz konnte das Gymnasium besuchen, welches er mit der Mittleren Reife abschloß. Er lernte in dieser Stadt seine erste Liebe kennen, und der Eindruck des Katholizismus sowie die Begegnung mit dem Judentum erweckten in dem Knaben sehr früh das Interesse an religiösen Fragen. Im Frühjahr 1910 bestand Kudnig das Examen zum königlich-preußischen Gerichtsaktuarius und kam ans Amtsgericht nach Memel. Nachmittags war er auf der Nehrung, denn er brauchte und suchte die Natur. Die literaturbegeisterte Dithmarscher Bauerntochter Margarete Hues wurde seine Frau. Sie folgte ihm ins ferne Ostpreußen, wo Kudnig eine feste Anstellung bei der Generalstaatsanwaltschaft in Königsberg hatte. Im Mittelpunkt des dortigen Freundeskreises stand Agnes Miegel, aus deren Hand er als erster Dichter die Agnes-Miegel-Plakette erhielt. Der Zusammenbruch Deutschlands führte die Familie in die Heimat der Ehefrau. Den Schicksalsschlag verarbeitet er im Roman „Flucht und Einkehr"; in über 300 Vorträgen spricht er für Ostpreußen und weckt Verständnis für die Heimatvertriebenen. Am 6. Februar 1979 starb Fritz Kudnig in Heide.

Helmstedt – Am 5. Juni startet die Gruppe zu ihrer großen Jahresbusfahrt (acht Übernachtungen). Es geht über Posen, Thorn, Elbing nach Frauenburg am Frischen Haff. Die Rückfahrt führt über Stolp, Leba und Stettin. Anmeldungen und Auskünfte bei Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Düren – Freitag, 19. Januar, 18 Uhr, Heimatabend der Gruppe. Thema wird unter anderem die Reise nach Bayern im Mai 2007 sein.

Düsseldorf – Mittwoch, 24. Januar, 19 Uhr, Düsseldorfer Chorgemeinschaft im Eichendorff-Saal, GHH.

Essen – Freitag, 19. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Stern Quelle", Schäferstraße 17, 45128 Essen, in der Nähe des RWE-Turmes. Herr Kehren zeigt Dias von einer Hütten-Wanderung durch das Lechquellgebiet im vergangenen Jahr.

Gevelsberg – Sonnabend, 20. Januar, 17 Uhr, Kultureller Heimatabend der Gruppe im „Keglerheim", Hagenerstraße 78. Anschließend gemütliches Beisammensein. Gäste sind herzlich willkommen.

Neuss – Sonntag, 11. Februar, Jahreshauptversammlung mit Neuwahl im Marienhaus, Kapitelstraße 36. Tagesordnung wie folgt: Totenehrung, Begrüßung durch den Vorsitzenden, Feststellung ordnungsgemäßer Einberufung, ausführlicher Bericht über das Geschäftsjahr 2006, Kassenbericht, Bericht der Kassenprüfer / Entlastung des Vorstandes, Neuwahl des Vorstandes und eines Kassenprüfers sowie Verschiedenes. Anträge zur Tagesordnung sind schriftlich an den Vorstand oder an die Geschäftsstelle zu stellen. Anschließend ist geselliges Beisammensein mit Grützwurstessen.

Witten – Donnerstag, 25. Januar, 15.30 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Wahlen, Rückblick und Planungen für das laufende Jahr.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 3. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20.

Mainz – Sonnabend, 20. Januar, 14.30 Uhr, Jahreshauptversammlung im Blindenzentrum, Untere Zahlbacher Straße 68. Die Tagesordnung sieht vor: Begrüßung, Totenehrung, Bericht des Ersten Vorsitzenden, Bericht der Kassenführerin, Bericht der Kassenprüfer, Bericht der Frauenreferentin, Verschiedenes (Aussprache). Anschließend närrischer Heimatnachmittag mit Kreppelkaffee. Anmeldung für die Kreppel und das Heringsessen am Abend bei Frau Biniakowski, Telefon (0 61 31) 67 73 95. Um karnevalistische Beiträge wird gebeten.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

Landesgruppe – Sonntag, 28. Januar, 15 Uhr, diesjährige Jahreshauptversammlung der Gruppe. Um eine rege Beteiligung wird gebeten.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 31. Januar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus", Hecknerstraße 6, 06449 Aschersleben, Telefon (0 34 73) 9 28 90, oder Fax (0 34 73) 92 89 50

Magdeburg – Freitag, 26. Januar, 16 Uhr, Singproben im „TuS" Neustadt. – Dienstag, 30. Januar, 13.30 Uhr, Treffen der Handarbeitsgruppe „Stickerchen" in der Immermannstraße 19.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Neuer Vorstand

Satzungsgemäß stand die Neuwahl des Vorstandes der Gruppe Frankfurt / Main an. Als Erste Vorsitzende wurde Gerlinde Groß gewählt. Als Kassenwart Sieghard Drews sowie als Schriftführerin Ruth Zirkler. Zum erweiterten Vorstand gehören auch die Beisitzer Gertrud Kluczik, Ursula Küster und Cornelia Podehl.

Die wiedergewählte Vorsitzende wies darauf hin, daß in der Vergangenheit im Sinne der „Charta der deutschen Heimatvertriebenen" gute Arbeit geleistet wurde, zeigte aber auch Wege für die Zukunft auf. Im Zusammenwachsen der Nachbarländer darf das Nennen historischer Tatsachen nicht ausgegrenzt werden. Gerade hier ist die Generation gefragt, die nun in den verdienten Ruhestand geht und noch in der Heimat geboren wurde. Eine Beschäftigung mit der ostdeutschen Kultur und seiner weit reichenden Geschichte, bietet sich als zukünftiges Hobby und lebendige Aufgabe an. Die „weißen Flecken" der Unwissenheit lassen sich ausfüllen, denn, trotz aller Geselligkeit, ein „Kaffeetrinkverein" ist die Landsmannschaft Ostpreußen nicht.

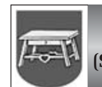
Groß zitierte die Aussage des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, „daß der Mensch des Menschen Wolf ist". In den Gruppen sollen immer ein aufmerksames Miteinander, ein sorgsames Füreinander, aber niemals ein Gegeneinander herrschen. Als willkommene Gäste konnten die hessische Landesvorsitzende der Westpreußen, Waltraut v. Schaewen-Scheffler, sowie die hessische Landesvorsitzende der Ostpreußen, Margot Noll, begrüßt werden. *EB*



Cornelia Podehl, Ruth Zirkler, Gerlinde Groß, Sieghard Drews, Ursula Küster und Gertrud Kluczik (v.l.). Foto: privat

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 14345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungstraße 29, 29614 Soltau

Gruß des Vorstandes – Zum Beginn des neuen Jahres soll ein persönlicher Gruß des Vorstandes an die Mitglieder unserer Kreisgemeinschaft gehen, die auch Leser des *Ostpreußenblattes* sind. Für die, die auch am Hauptkreistreffen in Winsen teilgenommen haben, wird einiges bereits bekannt sein. Sie haben miterlebt, wie zwei Mitglieder unserer Kreisgemeinschaft und bedeutende Mitarbeiter mit dem Ehrenzeichen in Gold ausgezeichnet wurden. Es handelte sich um den bisherigen Schriftleiter des Heimatbriefes, Reinhold Theweleit, und den bisherigen Ersten Stellvertreter des Kreisvertreters, Günther Papke. Beide bleiben mit ihrer Person und mit ihrem Wissen unserer Gemeinschaft erhalten. Einen neuen Schriftleiter haben wir bisher nicht, aber einen von Lm. Theweleit angeleiteten Mitarbeiter in der Schriftleitung, die in den Händen des Vorstandes liegt, Dietrich Link. Er freut sich, Lm. Theweleit auch in Zukunft einen guten Berater zu haben. Lm. Papke bleibt unserer Gemeinschaft innerhalb des Kreistages als Kirchspielvertreter erhalten. Aufregung gab es nach dem Hauptkreistreffen, als bekannt gegeben wurde, daß die Kreisgemeinschaft Schloßberg (Pillkallen) 2007 ihr Hauptkreistreffen mit uns zur gleichen Zeit am gleichen Ort haben wird. Es gab freudige Zustimmung, in der falschen Annahme, daß es nun endlich zu einer Fusion der beiden Kreisgemeinschaft käme. Aus dem gleichen falschen Verständnis heraus gab es auch radikale Ablehnung. Aber eine Fusion war nie vorgesehen und geplant. Wir wollen einen Versuch wagen, der dem Umstand geschuldet ist, daß die Teilnehmerzahlen geringer werden. Immerhin sind nun mehr als 60 Jahre vergangen, daß wird unsere Geburtsheimat verlassen mußten. Da gibt es einen natürlichen Schwund, denn die Kinder der Ostpreußen nähern sich dem 60. Lebensjahr und haben selbst eigene Kinder und Enkel. Wir würden uns an ihnen vergehen, wollten wir sie auf die „Heimat Ostpreußen" einschwören. Mit ist von einem Mitglied unserer Gemeinschaft ein Vortrag von Helmut Peters zugegangen, der in der Reihe „NDR Kultur" gehalten wurde. Unter dem Titel „Heimat allerorten" wird der Versuch gemacht, den Heimatbegriff auch in einer globalisierten Welt zu verstehen. Unter den Gesichtspunkten freuen wir uns, wenn es auch immer wieder gelingt, junge Menschen zu veranlassen, nach den Wurzeln ihrer Eltern und Großeltern in Ostpreußen zu suchen. Das ist uns auch in unserer Gemeinschaft gelungen. Aber wir dürfen unsere Augen trotzdem nicht davor verschließen, daß im Ablauf der Zeit immer neue Gegebenheiten eintreten werden. Es gab eine Zeit, da war unsere Heimat Ostpreußen durch Krieg und Seuchen zerstört. Dann kam ein Mann, der sich als Verantwortlicher für dieses Land einsetzte und es zum Blühen brachte. So wurde es ein besonderer Bestandteil unseres Vaterlandes Deutschland. Dieser Mann, König Friedrich Wilhelm I., hat sich nie als „Retter" preisen lassen, sondern nut eine Verantwortung wahrgenommen. Nichts hat er mehr verabscheut, als Kriege zu führen. Wir haben einen Mann kennengelernt, der sich selbst lauthals als einziger Retter angepriesen hat und durch Kriege unser Vaterland riesengroß machen wollte. Das Ergebnis kennen wir seit mehr als 60 Jahren, und gerade unsere Geburtsheimat leidet bis heute besonders unter diesem Ergebnis. Wenn wir ihr die Treue halten, dann in der Hoffnung, daß unsere Treue und unser Handeln zur Gesundung des Landes einen kleinen Beitrag leisten können. Diese Hoffnung ist die Grundlage, auf der der Vorstand unserer Kreisgemeinschaft seine Verantwortung für die Gemeinschaft und die Geburtsheimat wahrnehmen will. Darüber werden wir in den kommenden Monaten beraten und neue Wege wagen. So grüße ich Sie allen im Namen des Vorstandes ganz herzlich und wünsche Ihnen für das vor uns liegende Jahr alles Gute und Gottes Segen und Geleit.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

Aus der Plachanderstunde berichtet – Es ist schon zu einer guten Tradition geworden, sich kurz vor Weihnachten zu einer Plachanderstunde noch einmal im Parchimer Cafè Scholz einzufinden. 23 Ostpreußen, zumeist Einwohner des Regierungsbezirkes Gumbinnen, ließen am Nachmittag dieses Tages das Jahr 2006 ausklingen. Unter ihnen auch ein sog. Wolfskind, Lm. Grade. Lm. Charlotte Meyer hatte hierzu eingeladen. Wie strahlten da die Augen. Unsere Lm. Meyer hatte eine wunderbare Kaffeetafel herrichten lassen. Es fehlte an nichts. Vom leckeren kalten Büfett bis zu den verschiedenen Kuchensorten, einschließlich Stollen, aber auch Torten waren aufgedeckt. Eine richtige Augenweide! Für jeden Landsmann gab es eine kleine Überraschung. So durften unter anderem ein kleines Fläschchen ostpreußischen Bärenfangs und auch ein Kugelschreiber des Ostpreußen-Info. da nicht fehlen. Lm. Meyer begrüßte alle recht herzlich, die aus der Nähe und der weiteren Entfernung erschienen waren. Sie gab einen Rückblick auf das Jahr 2006, stieß mit einem Glas Sekt an und wünschte den Anwesenden einen guten Appetit. Vorgetragene Gedichte im ostpreußischen Platt und auch Erzählungen wechselten mit Heimat- und Weihnachtsliedern ab. Eine Mitarbeiterin der Dobbertiner Diakonie begleitete die Singenden auf ihrem Akkordeon. Lm. Werner Press trug einen Sketch vor, für den er viel Beifall erhielt. Im übrigen wurde reichlich plachandert und sehr viel über die Heimat gesprochen. Erinnerungen an längst vergangene Zeiten wurden wieder wach. Die Heimat rückte in die Gegenwart. Es war ein wunderschönes Treffen, das unsere Lm. Charlotte Meyer wieder einmal möglich machte, wofür wir ihr danken. Man trennte sich und wird sich, wie üblich, am jeweiligen dritten Donnerstag eines Monats nachmittags in der Zeit von 14.30 bis 16 Uhr, das nächste Mal also am 15. Februar 2007, erneut treffen. Nähere Informationen bei Dr. Friedrich-Eberhard Hahn, John-Brinckman-Straße 14 b, Telefon und Fax (0 38 71) 22 62 38, E-Mail: friedel-hahn@arcor.de



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

Wir gratulieren – Unser Lm., Erwin Georg Ohnesorge, aus Balga, jetzt Tilsiter Str. 63 c in 22047 Hamburg, begeht am 22. Januar 2007 seinen 90. Geburtstag. Als drittes Kind von neun Kindern der Eheleute Auguste, geb. Hippler, und dem selbständigen Bauunternehmer und Maurermeister, Rudolf Eduard Ohnesorge, verlebte der Jubilar seine Kindheits- und Jugendjahre in Balga, wo er die Volksschule besuchte und in der Kirche zu Balga seine Konfirmation feiern durfte. Mit 15 Jahren zog es ihn zur Seefahrt, und so lernte er die Weltmeere kennen. 1939 wurde er dann zur Marine eingezogen. 1944 heiratete er in Balga seine Auserwählte aus Kahlholz, Anita geb. Unruh, mit der er am 9. September 2004 die Diamantene Hochzeit in der feiern konnte. 1946 trat er in den Polizeidienst ein. 1977 ging er in den verdienten Ruhestand. Mit der ehrenamtlichen Arbeit für die Kreisgemeinschaft begann er schon 1947, und er gehört noch heute zu den aktiven Mitarbeitern als stellvertretender Kirchspielvertreter. Daneben bekleidet er seit 30 Jahren das Amt des Gemeindevertreters von Balga. Von 1985 bis 1997 stand er auch als Kirchspielvertreter von Balga der Kreisgemeinschaft zur Verfügung. Seine Verdienste sind von der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil und auch von der Landsmannschaft Ostpreußen mit der Goldenen Ehrennadel gewürdigt worden. Sein 90. Geburtstag gibt uns die Gelegenheit, ihm für seine Treue zur Heimat, zu seinem Kirchspiel Balga in Ostspreußen und zur Kreisgemeinschaft Dank zu sagen und ihm die Kraft zu wünschen, mit der er auch weiterhin für die Kreisgemeinschaft und dem Kirchspiel tätig sein möge. Die Kreisgemeinschaft schließt sich den Gratulanten mit den besten Wünschen an.

Kirchspiel Pörschken – Gemeinde Groß Klingbeck – Der bisherige stellvertretende (und langjährige Erste) Kirchspielvertreter, Otto Grohnert gab sein Amt mit Ablauf des 31. Dezember 2006 verabredungsgemäß in die Hände des Gemeindevertreters von Groß Klingbeck, Horst Labrenz, der bereits als stellvertretender Kirchspielvertreter gewählt und nun seinen Bruder Artur bei der ehrenamtlichen Arbeit kräftig unterstützen wird. Horst Labrenz ist zu erreichen in 67433 Neustadt / Weinstraße, Rittergartenstraße 6 und unter der Telefon (0 63 21) 8 39 14.

Kirchspiel Grunau-Alt Passarge – Mit dem 1. Januar 2007 übernimmt Heidrun Schemmerling de Claret kommissarisch die Kirchspielvertretung von Grunau-Alt Passarge und Susanne Gaupp die Gemeindevertretung von Lank im Kirchspiel Bladiau (nicht erst am 1. Juli 2007, wie irrtümlich veröffentlicht wurde).



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Fahrt nach Lötzen – Für die vielen Glückwünsche zu den Feiertagen möchten wir uns an dieser Stelle ganz herzlich bedanken. Es bestätigt uns, daß unsere Arbeit anerkannt wird, und gibt uns gleichzeitig neue Kraft mit frischem Mut weiterzumachen. Wir möchten auch erneut an unsere geplante fahrt nach Lötzen vom 6. bis 15. Juli erinnern. Wir haben für die An- und Rückreise den Flug von Lübeck nach Danzig gewählt, da dies die Reise erheblich erleichtert. Sie erspart uns viele Stunden mit dem Bus. Die verkürzte Strecke von Danzig bis Lötzen ist dann leicht zu bewältigen. Dadurch können wir uns zwei Tage länger in der Heimat aufhalten. Unser Aufenthalt in Lötzen gestaltet sich folgendermaßen: Drei Tage zur freien Verfügung, damit jeder Zeit hat, sein Zuhause aufzusuchen. Wir fahren zum Kaffeetrinken in das Rheiner Schloß. Eine Dampferfahrt und eine Masurenrundfahrt sind geplant. Zum Abschluß besuchen wir den Deutschen Verein. Auf der Rückfahrt geht es von Buchwalde auf dem Oberlandkanal bis Elbing und dann weiter nach Danzig, wo wir eine Stadtrundfahrt unternehmen. Nach einer letzten Übernachtung geht es dann wieder nach Lübeck. Es sind noch Plätze frei. Bitte rufen Sie uns an, wir würden und freuen, wenn Sie mit uns fahren würden.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Fahrt nach Rastenburg – Die nächste Fahrt der Kreisgemeinschaft findet in dem Zeitraum vom 2. bis 10. Juni statt. Die Reise geht über Berlin, die Kaschubische Schweiz, Danzig weiter nach Rastenburg. Vom Rastenburger Hotel „Koch" werden wir Lötzen, Nikolaiken, Allenstein und die Johannisburger Heide besuchen. Zudem sind zwei Tage für die individuelle Gestaltung in Rastenburg vorgesehen, die es Ihnen ermöglicht, die Stadt und den Kreis zu befahren und alte wie neue Freunde zu treffen. Nutzen Sie den Kontakt der mitreisenden „Alt-Rastenburger", die Ihnen gerne über die Geschichte von Stadt und Kreis berichten werden. Nähere Informationen erhalten Sie bei der Geschäftsstelle Kaiserring 4, 46483 Wesel, Telefon (02 81) 2 69 50. Zur Einstimmung empfehlen wir den Bildband von D. B. Wulf und R. Tiesler: „Das war unser Rastenburg". Erhältlich bei der Geschäftsstelle in Wesel. Kosten: 20 Euro.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Fehmarn – Sonnabend, 3. Februar, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung im „Haus im Stadtpark". Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Malente – Montag, 29. Januar, 15.30 Uhr, Jahreshauptversammlung im Gasthaus „Neue Börse", Rosenstraße, Bad Malente-Gremsmühlen. Die Tagesordnung sieht wie folgt aus: Eröffnung und Begrüßung, Totenehrung, Jahresbericht des Vorsitzenden, Kassenbericht, Bericht des Kassenprüfers, Entlastung des Vorstandes, Wahlen (Vorsitzender, Stellvertreter, Schriftführer, Kassenführer, stellvertretender Kassenführer, Beisitzer sowie zwei Kassenprüfer), Anfragen und Verschiedenes. Nach Beendigung der Tagesordnung, gegen 16.30 Uhr, beginnt der Vortrag von Sabine Peters. Gäste sind herzlich willkommen.

Mölln – Mittwoch, 24. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Quellenhof", Mölln. Hans-Jürgen Kämpfert wird einen Diavortrag über die Kurische Nehrung halten. Der Referent hat Ost- und Westpreußen in den letzten Jahren mehrfach besucht und ist mit seinen Berichten sehr beliebt. Eingeladen sind auch die Landsleute aus Pommern, Danzig, Schlesien und Mölln.

Neumünster – Sonnabend, 3. Februar, 18 Uhr, Königsberger-Klops-Essen in der Stadthalle Kleinflecken. Anmeldung bis zum 30. Januar bei Renate Gnewuch, Telefon 52 99 07.

Goldenes Ehrenzeichen

Landsmannschaft Ostpreußen verleiht hohe Auszeichnung

Friedrich-Wilhelm Böld erblickte am 7. September 1951 in Friedberg in Oberbayern das Licht der Welt. Sein Vater gehörte einer alteingesessenen Augsburger Familie an. Die Mutter und die Vorfahren mütterlicherseits stammten aus Königsberg / Pr. und dem Samland. Nach der Mittleren Reife im Jahre 1968 und einer Banklehre und Tätigkeit als Bankkaufmann in den Jahren 1968 bis 1971 besuchte Friedrich-Wilhelm Böld das Bayernkolleg Augsburg, das er 1974 mit der allgemeinen Hochschulreife abschloß. Seinen Dienst bei der Bundeswehr, wo er sich als Zeitsoldat verpflichtete, beendete er 1975 als Reserveoffizier. Das Studium der Rechtswissenschaften und Politikwissenschaften an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg sowie die Referendarzeit in Aschaffenburg und Würzburg schlossen sich an. Nach dem Erwerb des ersten und zweiten Juristischen Staatsexamens ließ sich Friedrich-Wilhelm Böld 1985 als selbständiger Rechtsanwalt in Augsburg nieder.

Friedrich-Wilhelm Böld fühlte sich Ostpreußen, der Heimat seiner Mutter, schon früh verpflichtet. Mit 33 Jahren trat er am 23. Februar 1985 der Kreisgruppe Augsburg der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern, bei. Gleichzeitig wurde Böld zum stellvertretenden

Immer der Sache verpflichtet

Vorsitzenden der Kreisgruppe Augsburg gewählt. Dieses Amt übt er bis zum heutigen Tage aus.

Auch auf Landesebene konnte er sich zahlreiche Verdienste um Ostpreußen erwerben. Am 12. April 1992 wurde er zum stellvertretenden (3.) bayerischen Landesvorsitzenden und am 16. April 1994 zum Landesvorsitzenden der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern gewählt. Böld ist zudem seit dem 6. März 1991 stellvertretender Kreisvorsitzender des BdV-Kreisverbandes Augsburg-Stadt und seit dem 21. Oktober 1995 stellvertretender Landesvorsitzender des Landesverbandes Bayern e.V. im Bund der Vertriebenen. Seit 2003 gehört er auch dem Bundesvorstand des BdV als Mitglied an.

Der Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern e.V. ist Friedrich-Wilhelm Böld eng verbunden. Seit dem 16. April 1994 ist er kraft Amtes als Landesvorsitzender Mitglied ihres Kuratoriums. Vom 28. November 1997 bis 24. Februar 2002 war er zudem Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Ostpreußen.

Die Ostpreußische Landesvertretung wählte Friedrich-Wilhelm Böld am 4. November 1995 in den Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen. Dem geschäftsführenden Vorstand der LO gehört er seit dem 3. November 2001 als Schatzmeister an. Zudem ist Böld seit dem 24. Februar 2002 Schatzmeister des Vereins Landsmannschaft Ostpreußen – Treuespende e.V. und des Vereins Landsmannschaft Ostpreußen – Bruderhilfe e.V.

Bereits im März 1998 wurde Friedrich-Wilhelm Böld für sein umfangreiches ehrenamtliches Wirken von der Landsmannschaft Ostpreußen mit dem Silbernen Ehrenzeichen ausgezeichnet.

Friedrich-Wilhelm Böld hat sich um die Landsmannschaft Ostpreußen und um die Landesgruppe Bayern verdient gemacht. In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Friedrich-Wilhelm Böld das

Goldene Ehrenzeichen

Ernst Wiechert-Freundeskreis

Braunschweig – Eine Nachbesprechung zum Ausklang des Wilhelm-Raabe-Jahres 2006 veranstaltet am Mittwoch, 7. Februar, 16 Uhr, im Stadtparkrestaurant, Jasperallee 42, Braunschweig, der Ernst Wiechert-Freundeskreis. Klaus Hausmann liest die Rede von Ernst Wiechert, die dieser anläßlich des 100. Geburtstages Wilhelm Raabes, am 4. November 1931 gehalten hat. Einlaß ist um 15 Uhr.

Zeitenwandel

Eine Chronik der Elchniederung

Die Elchniederung war sicherlich nicht die am dichtesten besiedelte Region Ostpreußens. Der gesamte Landkreis war Bauerland ohne Städte. Kuckerneese hatte als größte Gemeinde des Kreises 1939 keine 4500 Einwohner und der Kreis insgesamt knapp 55 000 Seelen aufzuweisen. Der Kreis war zersiedelt, denn das Wasser der Memelniederung war hier das bestimmende Element.

Es ist wohltuend, wenn die Menschen eines so kleinen Kreises 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung noch über die Bindungskraft an ihre Wurzeln verfügen, einen 450 Seiten umfassenden hochwertigen Bildband zur Geschichte des Kreises, zu den Kirchspielen, Gütern und Familien, aber auch zu Verwaltungsgeschichte, Gesundheitswesen, Wirtschaft, Vereine und Kulturleben vorlegen zu können.

Anekdoten bereichern den sachlichen Teil: Nach der großen Pest zwischen 1709 und 1711 warb König Friedrich Wilhelm I. westpreußische Mennoniten für die um 40 Prozent entvölkerte Elchniederung und versprach Religionsfreiheit. Die den Waffendienst ablehnenden Mennoniten brachten durch Käseproduktion den wirtschaftlichen Aufschwung. Zum Bruch kam es, als der Soldatenkönige fünf junge Mennoniten zu den „Langen Kerls" pressen wollte. Die Mennoniten beriefen sich auf die garantierte Religionsfreiheit, erhielten ihre Jünglinge zurück und – da es mit der Toleranz so seine Grenzen hatte – mußten Preußen verlassen. „Ich will eine solche Schelmnation nicht haben, die nicht Soldat werden können", soll der König erbost gesagt haben.

Zur Chronik der Elchniederung gehört auch die Darstellung der Grafschaft Rautenburg, die das Geschehen im Memeldelta ab dem 17. Jahrhundert bestimmte. Schloß Rautenburg war bis 1945 in Familienbesitz derer von Keyserlingk. In der Chronik fehlt auch eine Darstellung der Forstgeschichte nicht, in der auch auf die Elchbestände eingegangen wird.

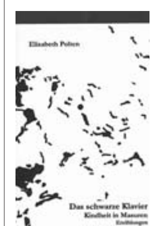
Bilder von der Flucht sind allgemein rar, daher dürfen drei Fotografien, die die Flucht aus Seckenburg im Oktober 1944 dokumentieren, durchaus als etwas Besonderes gewertet werden.

Die mit 1000 Bildern angereicherte Chronik endet nicht mit der Zäsur 1945, sondern bietet in zahlreichen Bildern einen Blick in die Gegenwart des Kreises. Das macht den Band, der mit 19,50 Euro noch günstig ausfällt, für jeden Ostpreußen-Liebhaber wertvoll. *B. Knapstein*

***KG Elchniederung (Hrsg.): „Der Kreis Elchniederung gestern und heute – Das Land der Elche zwischen Tilsit und Kurischem Haff in mehr als 1000 Bildern"**, Leer 2006, 19,50 Euro, Best.-Nr. 6035*

Kindertage

Erinnerungen an glückliche Zeiten



Im Kreise ihrer Lieben las die verwitwete Elisabeth Polten an ihrem 80. Geburtstag eine Geschichte aus ihren Kindertagen vor. „Das schwarze Klavier" erheiterte die Gäste sehr und brachte die Ostpreußin auf die Idee, einige kleine harmlose Episoden aus ihrer Jugend in Masuren niederzuschreiben und zu veröffentlichen. „Das schwarze Klavier – Kindheit in Masuren" enthält acht kurze Geschichten aus dem Elternhaus der Autorin, die mit fünf Schwestern zusammen aufwuchs.

Elisabeth Polten wurde 1924 in Lyck / Ostpreußen, der Hauptstadt Masurens, geboren. Ihre Kindheit und Schulzeit verlebte sie wohlbehütet im Kreis der Familie. Nach dem Abitur wurde sie zum Arbeits- und Kriegshilfsdienst eingezogen und Ende Mai 1944 nach Hause entlassen. Evakuierung, Internierung und Flucht folgten. In dieser Zeit unterrichtete sie als Aushilfslehrerin.

Die Besatzungsmächte einigten sich auf die Verteilung der Internierten auf die einzelnen Zonen und so gelangte sie nach Singen am Hohentwiel, in die französische Zone. Im Jahr 1953 heiratete sie einen aus Oberschlesien stammenden Rußlandheimkehrer. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. *EB*

***Elisabeth Polten: „Das schwarze Klavier – Kindheit in Masuren"**, bod, Norderstedt, broschiert, 56 Seiten, 6,95 Euro, Best.-Nr. 5951*

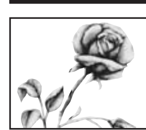
Anzeigen

Unter hellem Himmel
lag mein Jugendland,
doch es ist versunken,
wie ein Bernsteinstück im Sand.
Agnes Miegel

Der Wunsch nach einem baldigen Wiedersehen wurde ihm erfüllt.
Nach kurzer Zeit folgte er seiner geliebten Ehefrau und seinem Sohn Ecki in die Ewigkeit.

Max Sinofzik

∗ 16. 04. 1916 in Dannen/Ostpreußen
† 21. 12. 2006 in Wunstorf



Wir vermissen ihn sehr.
In Liebe und Dankbarkeit
im Namen aller Angehörigen
Ingo-Jörg und Barbara Sinofzik geb. Fest
Walter und Astrid Schönfelder geb. Sinofzik
Hilla Sinofzik
Bruno Sinofzik und Familie

Traueranschrift: A. Schönfelder, In der Ilschen 7, 31515 Wunstorf
Die Beisetzung fand am Freitag, 29. Dezember 2006 in Wunstorf statt.

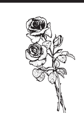
Wir nehmen Abschied von

Herbert Fischer

∗ 8. 7. 1925 – Cranz † 22. 12. 2006 – Göttingen

Seine Freunde und ehemaligen Klassenkameraden
der Steindammer Mittelschule zu Königsberg.
Harry Bergmann
Lothar und Elfriede Brzezinski
Horst und Jenny Hohmann
Horst Pasternack (New York)
Irmtraud Reins

Die Seebestattung war am 9. Januar 2007 von Kiel-Möltenort aus.



Christa Stantin

geb. Hinz
∗ 24. 12. 1932 in Koken
† 21. 12. 2006 in Nörten-H.

hat uns nach kurzer schwerer Krankheit
mit der Sehnsucht nach Ostpreußen im Herzen verlassen.

In Liebe und Dankarkeit
Ihre Kinder mit Familien

Stimme der Vernunft

Nachbarschaftsstreitereien entzünden sich oft an Kleinigkeiten

Von RENATE DOPATKA

Zornentbrannt stehen sie sich gegenüber und nur die trennende Gartenmauer verhindert, daß es zu Handgreiflichkeiten kommt. Seit über 20 Jahren sind sie Nachbarn, ohne daß der eine den anderen in dieser Zeit schätzen gelernt hat. Im Gegenteil. Zu unterschiedlich sind die Charaktere, ist die Lebensart der beiden, als daß es eine Annäherung geben könnte. Hier der gesellige, ständig vor sich hin werkelnde Familienmensch Kurt – dort der stille, feinsinnige Johannes.

Häme und Feindseligkeit bestimmen ihr Verhältnis. Während Johannes hektische Flecken im Gesicht bekommt und entnervt die Zeitung auf den Boden wirft, wenn vom Nachbargrundstück lautstarkes Hämmern, Sägen und Bohren herüberschallt und schrilles Kindergeschrei die kostbaren Gläser in der Vitrine erzittern läßt, kann Kurt nur den Kopf schütteln über einen Menschen, der weder seine Dachrinne zu reparieren noch ein zünftiges Gartenfest zu feiern versteht.

»Barbar« und »blasierter Lackel«

„Barbar" und „blasierter Lackel" sind noch die harmlosesten Namen, die sie füreinander übrig haben. In diesem Jahr ist ein weiterer Streitpunkt hinzugekommen. Von seinen ländlich wohnenden Verwandten hat Kurt sich ein überzähliges Jungtier aufschwatzen lassen und so tigert seit ein paar Wochen ein schwarzes Katerchen durch seinen Garten. Es ist gesund und munter, mit gut entwickeltem Jagdinstinkt, wie Johannes feststellen muß. Zu seiner Empörung stellt dieses Viech nämlich mit wahrem Feuereifer jungen Vögeln nach. Schlimm genug, daß Kurt so etwas in seinem eigenen Garten duldet. Daß der Kater sein Jagdrevier nun aber aufs Nachbargrundstück ausdehnt – das geht entschieden zu weit! Johannes liebt es, dem Gesang der Vögel zu lauschen, und er ist nicht bereit, auf diese besonderen Mußestunden zu verzichten. Wenn das schwarze Raubtier weiterhin sein Unwesen treibt, wird bald das letzte Zwitschern, das letzte Flöten verstummt sein!

Als wieder einmal Vogelfedern durch den Garten segeln, explodiert Johannes. Eine schlichte Katze zündet jenen Funken, welcher den jahrelangen Schwelbrand zwischen den Männern in loderndes Feuer verwandelt.

Mit hochrotem Kopf und flammenden Blicken marschiert Johannes zur Gartenmauer, hinter der er Kurts stämmigen Rücken erspäht hat. „Ich schick Ihnen die Polizei auf den Hals, wenn Sie Ihr gefräßiges Mistvieh nicht auf der Stelle fortschaffen!" wettert er los. „Bist jetzt übergeschnappt?!" entfährt es Kurt, und er läßt den Puppenwagen, den er gerade für Enkelin Lena repariert hat, unsanft ins Gras zurückfallen. „Ich verbitte mir diesen Ton!" schreit Johannes mit kreischender Stimme. Was sich in 20 Jahren nachbarlicher Fehde in ihm aufgestaut hat, bricht sich nun Bahn. Kurts Frau, die zusammen mit ihrer Schwiegertochter in der Küche Gemüse putzt, läuft bei diesem Spektakel eilendes ans Fenster: „So schlimm war's ja noch nie mit den beiden! Wenn Kurt sich nur wieder einkriegen wollte. Bei seinem hohen Blutdruck kann er ja jeden Moment tot umfallen." Lena, gerade mit dem Ausmalen eines Bildes beschäftigt, reißt erschrocken die Augen auf. Tot umfallen? Der Opa? Ihre Unterlippe beginnt zu zittern. Der Opa ist ihr ein und alles. Mit seinen starken Armen kann er sie fast in den Himmel heben und selbst der ärgste Ratscher am Finger tut gleich nicht mehr so weh, wenn Opa ordentlich drauf pustet.

Die zwei Frauen am Fenster bemerken nicht, wie Lena leise aufschluchzend aus der Küche läuft. Die Tränen rollen ihr übers Gesicht, während sie auf die Männer zueilt, die sich wie Kampfhähne gegenüberstehen. Mit ihren dünnen Ärmchen umklammert sie Kurts Hosenbein: „Bitte,

Gesucht: gutes Benehmen und Manieren

bitte, Opa, hör doch endlich auf! Du sollst nicht tot umfallen!" Die beiden Kontrahenten verstummen schlagartig. Als müßten sie erst in die Wirklichkeit zurückfinden, starren sie benommen auf das kleine Mädchen, das mit nassen Augen flehend zu ihnen hochschaut. „Ja, so was", murmelt Johannes verlegen und kommt sich selbst wie ein Barbar vor. Behutsam hebt Kurt seinen Liebling hoch und setzt ihn auf die Gartenmauer. „Nein, nein, der Opa fällt schon nicht um."

Noch zögert er, aber als sein Blick Johannes streift, der plötzlich ganz blaß geworden ist, streckt er dem Nachbarn die Hand entgegen: „Nix für ungut. Das mit dem Mohrle paßt uns ja selber nicht. Durch den Vorratskeller flitzen die Mäuse, und der verflixte Kater hockt in den Bäumen! Aber den erziehen wir uns schon! Wär' doch gelacht, wenn wir Mannsleute dem Vieh nicht gute Manieren beibringen würden!"

Zickenalarm

Töchter in der Pubertät sind oft mehr als man ertragen kann

Von HELGA LICHER

Der Tag hatte wie immer hektisch begonnen. Viermal hatte ich laut und energisch an Sandras Zimmertür geklopft, bevor sie endlich ihren Kopf durch den Türspalt steckte und mich unfreundlich anknurrte: „Ist ja gut, ich bin schon wach ..."

„Sie wird den Schulbus verpassen", sagte ich zu meinem Mann, der bereits am Frühstückstisch saß. Dieter seufzte nur und vergrub sich hinter der Zeitung. Nachdenklich setzte ich mich an

Zeitung als Schutz

den Tisch und strich für meine Tochter ein Nutella-Brötchen.

Sandra hatte sich im letzten Jahr völlig verändert. Aus einem hübschen stets freundlichen Mädchen war ein nörgelnder, aufbrausender, zickiger Teenager geworden. Sie legte keinen Wert mehr auf ihre Kleidung und ihre schönen haselnußbraunen Haare hingen zottelig und ungepflegt am Kopf hinunter. Meine Mutter war der Meinung, Sandra brauche eine starke Hand, meine Schwester dagegen riet mir, sie einfach ihren Weg gehen zu lassen. Mein Mann hatte, wie immer, wenn es um Erziehungsfragen ging, gar keine Meinung.

„Ich mag kein Nutella-Brötchen ..." Sandra schob den Teller weit von sich und nahm eine Scheibe Käse vom Teller.

„Aber du hast doch immer ..."

Sie runzelte die Stirn und sah mich provozierend an. „Ab heute mag ich eben kein Nutella-Brötchen mehr, ist das so schwer zu verstehen?"

Mein Mann sah beunruhigt über den Zeitungsrand zu ihr hinüber. Sandra nahm sich die zweite Scheibe Käse, griff nach ihrer Jacke und knallte die Hautür hinter sich zu.

„Was ist nur mit ihr los?"

„Sie ist in der Pubertät, dann sind alle Mädchen so", sagte ich erklärend und begann den Tisch abzuräumen. „Aha", entgegnete mein Mann, und ich sah an seinem Blick, daß er absolut nichts verstanden hatte.

Später im Supermarkt ließ ich das Nutella-Glas im Regal stehen und kaufte 200 Gramm Käse mehr als üblich. Vor einem Kleiderständer mit hübschen modischen Blusen blieb ich stehen. Erst gestern hatte Sandra mich kritisch darauf hingewiesen, wie altmodisch meine Klamotten waren. Vielleicht sollte ich mich wirklich mal etwas modischer kleiden. Ich nahm eine royalblaue Bluse vom Ständer und hielt sie prüfend hoch. Sie war ziemlich kurz und würde kaum bis zum Hosenbund reichen. Die Farbe paßt ausgezeichnet zu meinen grün-blauen Augen, dachte ich und suchte nach dem Preisschild. Na ja, das Teil war nicht gerade billig, aber es war ja schon ewig her, daß ich mir etwas Neues geleistet hatte. Entschlossen legte ich die Bluse in den Einkaufswagen und ging zur Kasse. – Jetzt fehlt nur noch eine modische Frisur, überlegte ich, während ich nach Hause fuhr.

Staunend stand ich einige Stunden später vor dem großen Wandspiegel und betrachtete wohlwollend mein Spiegelbild. War das wirklich ich?

Die enge schwarze Jeans und die bauchfreie Bluse standen mir ausgezeichnet, und die aktuelle rote Kurzhaarfrisur ließen mich einige Jahre jünger erscheinen. Während ich im Bad noch frisches Makeup, blauen Lidschatten und pinkfarbenen Lippenstift auftrug, hörte ich die Haustür zuschlagen. Erwartungsvoll machte ich mich auf den Weg in die Küche.

Sandra stand vor dem geöffneten Kühlschrank und hielt ein Glas Milch in der Hand. Am Tisch saß Lena, ihre beste Freundin, die mich mit offenem Mund anstarrte. Ich räusperte mich und schob lässig eine Hand in die Hosentasche. „Hallo Mädels, alles klar?"

Meine Tochter drehte sich um, und mit lautem Klirren fiel das Milchglas auf den Boden.

„Mama ..."

Ich überhörte den Vorwurf in ihrer Stimme und ging mit wiegenden Hüften zum Schrank, um einen Besen zu holen.

„Mama, wie siehst du denn aus?"

„Ich war es einfach leid, ständig von dir kritisiert zu werden. Gefalle ich dir so besser?"

Lena lachte und sah mich bewundernd an. „Hey Sandra, du hast aber eine coole Mutter. Ich wünschte, meine Mutter würde sich so anziehen." Meine Tochter lächelte gequält und schlich mit hängenden Schultern in ihr Zimmer.

Zwischen Käse und Nutella

Später, nach dem Mittagessen, Lena war längst nach Hause gegangen, setzte sich meine Tochter zu mir auf das Sofa und legte ihren Kopf an meine Schulter. Sie holte tief Luft, und sagte stockend: „Ich wünsche mir, daß du wieder so bist wie früher. Eine bauchfreie Bluse und rote Haare passen einfach nicht zu dir."

Gerührt schloß ich meine Kleine in den Arm. Später ging ich noch ein Glas Nutella holen, denn man weiß ja nie ...

Zahlen-Kreuzwort

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
S	P	E	I									

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

Das Ausgangswort ist SPEISE. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

5	6	7	8	9		9	10	1	3	11	12	3	8		13		12	8	9	14	5
3		15		16	9	5	4	16	4		17		3	7	3	11		9	7	3	
8	18	7	3	18		19	18	3	1	14	5	3	11		11	9	1	5	18	8	11
	20		4	20	20	3		2		5		21	4	21	9	11	16		11		9
14	3	11	16		9		1 S	2 P	3 E	4 I	1 S	3 E		9		17	8	15	4	3	5
	21		3	14	5	1	3		4	11	16	8	4	21	3		4		1		16
22	9	5	19		8		5	9	11	9	17		7		7	3	14	12		23	
						8	3	11	18		8	18	3	16	3		12	18	16	9	17
						9	11	12	3	8		22	3	4	19	3		20		24	
						2		17	7	4	11	3		3		8	3	4	16	3	11
						4	11	11	3	11		9	2	23	3	19		12	4	11	18
						7		23		21	3	11	23		11	18	16		10		16
						3	1	16	3		7		3	21	21	3		9	3	8	9
							9		16	5	9	19	4	9		1	3	16	16	3	8
						25	17	4	22		20		23	17	8	16		3		21	
						17	20	26	3	21		23	3	20	3		9	20	2	3	19
						3		9	19	4	14	3		3	17	3	8		9		3
						8	3	11		21		22	18	11	3		16	9	16	8	9

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

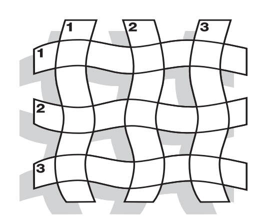
AKRTT		ANNO	AFKNU		EGNOT		AIMR	AISV	AEGR
					AMOR				
ABNRU			AAIK TV						
AEGI KNRSU									
FOPT					AENS				

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Monat.

1	VOLL										QUOTE
2	ZIVIL										KOSTEN
3	EHE										BEREICH
4	HAND										ZUG
5	KNIE										HOSE
6	HOLZ										LAUF
7	ZEIT										REICH

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Begleiter Robinsons bei Defoe,

2 zusammengehöriges Ganzes,

3 artistische Showbühne

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:

```
HYDRA■ABSENKER■J■KRACH
E■V■TAHITI■U■EDEN■ADE■
RODEO■LOESCHEN■NASHORN
■M■IMME■P■H■GIGANT■N■A
CENT■A■SPEISE■A■URVIEH
■G■ECHSE■INTRIGE■I■S■T
ZAHL■R■HANAU■D■DECK■F■
      RENO■ROETE■KOTAU
      ANKER■ZEILE■M■X■
      P■UDINE■E■REITEN
      INNEN■APFEL■KINO
      D■F■GENF■NOT■B■T
      ESTE■D■EGGE■AERA
      ■A■THALIA■SETTER
      QUIZ■M■FURT■E■G■
      UMWEG■FEME■AMPEL
      E■ALICE■EUER■A■E
      REN■G■ZONE■TATRA
```

Schüttelrätsel:

```
■T■■K■G■■■
BRAUN■OMAR
■AN■AKTIVA
■KNAUSERIG
■TOPF■NASE
```

Mittelworträtsel: 1. Treffer, 2. Prozess, 3. Problem, 4. Schrift, 5. Strumpf, 6. Stapel, 7. Verlust – Februar

Magisch: 1. Freitag, 2. Einheit, 3. Varieté

Nicht alles war bare Münze

Serie: So kam der Mensch zum Geld / Teil III

Von Klaus J. Groth

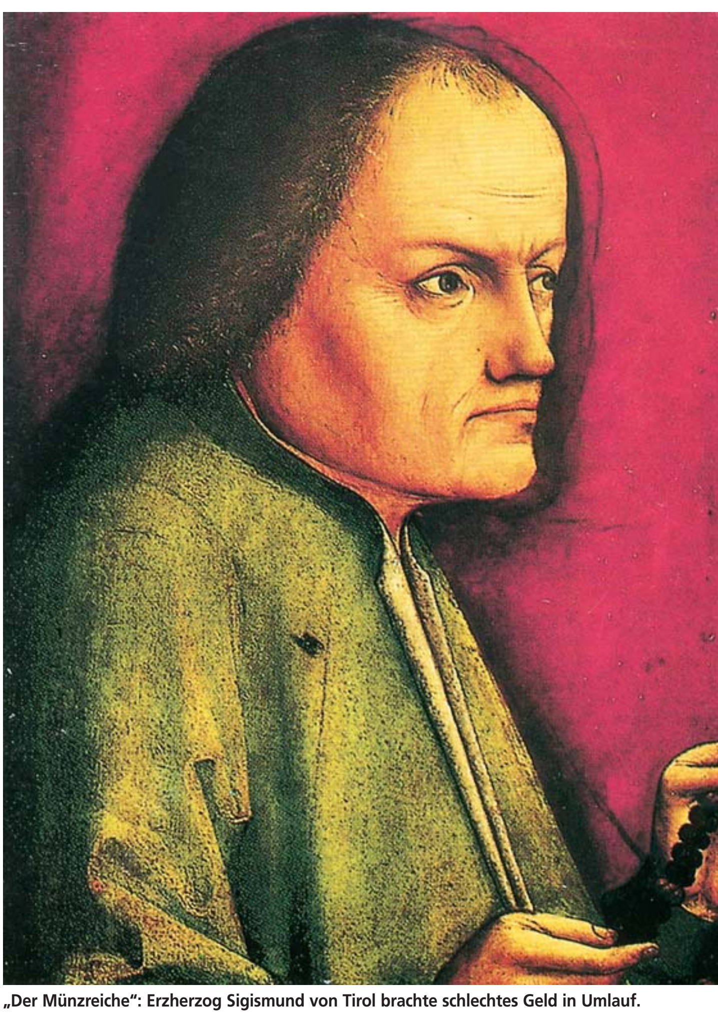
Manche Lizenz oder Gewerbeerlaubnis kommt einer Genehmigung zum Gelddrucken gleich. Nur die Herstellung von Geld macht noch reicher – vorausgesetzt, das Geld wird nicht zu gut gemacht. Nicht jeder, der gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit die Erlaubnis zum Prägen von Münzen erhielt, machte aus Geld auch Geld.

Erzherzog Sigismund von Tirol erwarb sich den Beinamen „der Münzreiche“ nicht nur, weil er in Hall in Tirol außerordentlich viele Münzen aus dem Silber der benachbarten Schwazer Minen schlagen ließ. Die Entdeckung dieser Lagerstätte beendete einen großen Silbermangel. Da die Fugger das Pachtrecht in Schwaz besaßen, erhielt der Erzherzog nur ein Drittel des geförderten Silbers. Entsprechend streckte er den wertvollen Rohstoff, um ja nicht zuviel von dem kostbaren Silber zu verbrauchen.

Wer das Recht zum Prägen von Münzen zugesprochen bekam, durfte den Münzfluß bestimmen. Damit legte er fest, wie viel Münzen aus einer bestimmten Menge Metall geschlagen werden. Der Feingehalt (Korn) des Edelmetalls am Gesamtgewicht einer Münze (Schrot) bestimmte also nicht nur den Wert der Münze, sondern darüber hinaus auch den Gewinn des Prägers. Zwar sollte der Nennwert der Münze dem Wert des anteiligen Edelmetalls entsprechen, aber: Nicht jeder war von echtem Schrot und Korn. Zur Steigerung des Gewinns bedienten sich die Münzherren gern – und zunehmend häufiger – einiger Tricks.

Da sie allein die Differenz zwischen dem Metallwert und dem Nennwert einer Münze festlegen durften, verringerten sie bei gleichbleibendem Nennwert den Anteil des Edelmetalls. Oder sie ließen die Mischung wie gehabt, setzten aber den Nennwert herauf. Die Differenz war der Gewinn. Und da mit der Nähe des Geldes das Streben nach Gewinnmaximierung zunimmt, erfanden die Münzherren die Münzverrufung. Das war nun wirklich ein verrufener Trick, der um so häufiger angewandt wurde, je mehr der Münzherr zu raffen versuchte: Die im Umlauf befindlichen Münzen wurden eingezogen und als Ersatz neue ausgegeben, entweder mit einem geringeren Anteil des Edelmetalls oder zu einem höheren Nennwert. Dabei wurden dann weniger Münzen ausgezahlt als eingezogen.

Noch ausgeklügelter war das System, Münzen mit geringem Korn zum alten Nennwert in Umlauf zu bringen, dann aber neue Münzen mit hohem Feingehalt zu prägen. Damit verloren die alten Münzen zwangsläufig an Wert. Münzherren, die ihr Geld nicht in Verruf brachten, ließen sich diese Zurückhaltung durch regelmäßige Sondersteuern honorieren. Da war es nicht verwunderlich, wenn Bürger und Bauern nicht alles für bare Münze nahmen.



„Der Münzreiche“: Erzherzog Sigismund von Tirol brachte schlechtes Geld in Umlauf.

Der französische Mathematiker und Astronom Nicolaus Oresmius (1320–1382) schrieb mit „De Moneta“ die erste theoretische Abhandlung über das Geld und kritisierte die Praktik des Verrufens: „Aufgrund dieser Münzverschlechterung wird gute Ware oder natürlicher Reichtum nicht länger in das Königreich gebracht, indem man die Münzen verändert, denn die Kaufleute gehen lieber an die Orte, wo sie eine gute und feste Münze erhalten. Außerdem stören und verhindern diese Münzveränderungen den Binnenhandel in dem Königreich, da dadurch Geldrenten, jährliche Zahlungen, Pachten, Zinse und ähnliches nicht gut und gerecht festgesetzt oder abgeschätzt werden können. Auch kann Geld nicht sicher verliehen oder als Kredit vergeben werden. In der Tat verweigern viele diese wohltätige Hilfe wegen solcher Münzveränderungen. Dabei sind Edelmetall, Kaufleute und all die anderen nützlichen Dinge für die Menschheit notwendig und außerordentlich nützlich, wogegen ihr Fehlen für die gesamte Gesellschaft schädlich und nachteilig ist.“

Doch solche Mahnungen verhallen vor allem dann wirkungslos, wenn wieder einmal besonders viel Geld benötigt wird. In Frankreich kursierten im 15. Jahrhundert Silbermünzen mit einem Silberanteil von nur noch drei Prozent, wurden 1422 aus der gleichen Menge Silber 46mal mehr Münzen geschlagen als noch sechs Jahre zuvor.

> Der christlichen Währung Metall war Silber

Die Versuchung, den Anteil des Edelmetalls zu reduzieren, wurde um so größer, je knapper das auf dem Markt angebotene Silber vor der Entdeckung Amerikas wurde. Frankfurt hat eine lange Tradition als Europas Hauptstadt des Geldes. Hier kauften die Münzer ihren Rohstoff schon im 15. Jahrhundert ein. Für Silber gaben sie Gold.

Silber war das Metall der christlichen Währungen, Gold das der islamischen. Diese Trennung hatte 500 Jahre lang gegolten. Sie endete erst, als 1252 Genua den Genovino und Florenz den Fiorini als Goldmünzen einführten. Während das bis dahin verarbeitete Silber vor allem aus sächsischen Bergwerken stammte, kam das Gold von den Ufern des Senegal und des Niger über den Markt von Timbuktu.

Schier unerschöpflich schienen die Quellen dort. Gold wurde gegen Salz aufgewogen, wobei der Wert des Salzes höher angesetzt war. Die sächsischen Silberströme hingegen versiegten allmählich.

Warum also sollten die Münzherren in Material- und Geldnot gegenüber dem Gold zimperlich sein? Lübeck ließ 1342 als erste Stadt in Deutschland Goldgulden prägen. Dazu stellte die Stadt einen Münzmeister aus Italien ein. Die Gulden waren fast aus purem Gold, und sie blieben es nahezu unverändert 30 Jahre lang. Das war eine außerordentliche Stabilität. Dennoch blieb das Silbergeld beliebter. Nicht selten wurden Schiffsfrachten mit Fässern voller Silbermünzen bezahlt.

> Richard Löwenherz' Lösegeld war 23 Tonnen schwer

Welche Mengen zur Zeit der Münzwährung bewegt wurden, verdeutlicht das Lösegeld, das für die Freilassung des englischen Königs Richard Löwenherz aus der Gefangenschaft des Kaisers gezahlt wurde: 100 000 Mark Silber. Das entsprach einem Gewicht von 23 Tonnen. Bescheidener, aber immer noch beachtlich sind dagegen die 40 000 Mark Silber, die sich Venedig für den Transport der Kreuzfahrer bezahlen ließ. Daraus prägte die Republik vier Millionen Grossi, mit denen sie unter anderem die Arbeiter auf den Werften entlohnte. So wurde aus viel Geld noch mehr Geld plus einer ganzen Flotte – so etwas nennt man Wertschöpfung.

Gold und Silber eignen sich aber nicht sonderlich gut, um Arbeit zu bezahlen. Zu hoch war der Wert der Münzen, zu gering der Lohn. Besser möglich war das mit weißem Geld, das zur Hälfte aus Silber bestand. Der Weißpfennig im Rheinland und der Schilling in Norddeutschland gehörten zu dieser Alltagswährung.

Die Mark als geprägte Münze kam erst später in die Börse. Die Städte Lübeck, Wismar, Hamburg und Lüneburg ließen sie 1502 gemeinsam prägen. Für den Alltag taugte auch sie nicht. Die Reichsmünzenordnung des 16. Jahrhunderts legte die Kölner Mark mit 233 Gramm als Münzgrundgewicht fest. Das galt bis 1857.

Für die bescheidenen Ansprüche des täglichen Bedarfs entstand in Italien und Frankreich schwarzes Geld mit einem hohen Kupferanteil. In den deutschen Ländern aber bestand wenig Vertrauen in das Schwarzgeld, das zwar eingeschmuggelt, aber hierzulande nicht geprägt wurde. Mit solch verdächtigem Geld wollte man nichts zu tun haben. Schließlich wußte jeder, was er an Heller und Pfennig hatte. Der in Schwäbisch-Hall von einer venezianischen Gesellschaft geprägte Heller war zwar untergewichtig, doch stabil. Er geriet nicht in Verruf. Über mehrere Jahrzehnte verzichteten die Betreiber der Münze auf jede Neufestsetzung des Wertes. Das brachte dem Heller den Ruf des „ewigen Pfennigs“ ein. Höhere Anerkennung kann in deutschen Landen keiner Währung zuteil werden.

Demnächst lesen Sie: „Wie der Geldwechsler Bankier wurde“.

Der »Vater des Fernsehens«

Vor 100 Jahren kam Manfred Baron von Ardenne zur Welt

Von Manuel Ruoff

Manfred Baron von Ardenne kommt am 20. Januar 1907 als Sohn eines begüterten Oberstleutnants und Regierungsrats zur Welt. Der gebürtige Hamburger, dessen Eltern 1913 nach Berlin ziehen, kann mit einem gewissen Recht als Armutszeugnis für das deutsche Bildungswesen betrachtet werden, denn ohne Abitur und Studienabschluß eignet sich dieser Universalgelehrte des 20. Jahrhunderts das meiste dessen, was er für seine über 600 Patente braucht, selber an.

Gerade einmal 15 Jahre alt, erhält der Autodidakt 1923 sein erstes Patent für eine Mehrfachelektronenröhre, die er dem Radiofabrikanten Siegfried Loewe verkauft, der mit dieser Röhre seinen ersten Rundfunkempfänger „Loewe-Opta“ baut. Im selben Jahr muß er wegen angeblich schlechter Leistungen das Realgymnasium, das er in Berlin besucht, verlassen. Dank einer Empfehlung des Nobelpreisträgers Walter Nernst und des technischen Direktors der Firma „Telefunken“, Graf Georg von Arco, kann er nichtsdestotrotz 1925 an der Berliner Universität ein Studium der Physik, Chemie und Mathematik aufnehmen – das er allerdings schon nach vier Semestern abbricht, da ihm das universitäre System zu veraltet und unflexibel erscheint. Er entschließt sich zu einem Selbststudium.

Lizenzerträge und ein Erbe ermöglichen es dem gerade Volljährigen, 1928 in Berlin-Lichterfelde ein „Forschungslaboratorium für Elektronenphysik“ zu gründen, an dem er bis zum Kriegsende 1945 einige bahnbrechende Erfindungen macht. Ein Höhepunkt ist die erstmalige Vorstellung des vollelektronischen Fernsehens zur Funkausstellung in Berlin 1931. 1937 folgt mit dem Rasterelektronenmikroskop eine weitere wichtige Innovation aus seinem Haus.

„Ich lernte, daß man mit Erfindungen Geld verdienen kann, besonders mit Erfindungen, die in die Zeit paßten und für die ein Bedarf bestand“, schreibt Ardenne in seinen Erinnerungen. Folglich ist er nach dem Kriegsausbruch auch in der militärischen Forschung tätig. Er beteiligt sich an der Entwicklung der Radartechnik und im weiteren Sinne auch am Bau einer deutschen Atombombe.

Nicht nur letzteres macht den Spitzenwissenschaftler für die 1945 in Berlin einziehenden Russen interessant. Sie sind an seiner Mitarbeit interessiert, und er läßt keine Unklarheiten darüber aufkommen, daß er dazu bereit ist. So zieht er mit seinem Forschungslaboratorium nach Sochumi in Abchasien um, wo er unter günstigen Lebens- und Arbeitsbedingungen statt an der deutschen nun an der sowjetischen Atombombe arbeitet.

Hierfür bekommt er 1953 den Stalinpreis. Mit dem Preisgeld ziehen er und sein Labor 1955 wieder zurück nach Deutschland, allerdings nicht nach Berlin, sondern nach Dresden, das sich zu einem Technologiestandort zu mausern scheint. Arbeitet sein privates „Forschungsinstitut Manfred von Ardenne“ zunächst vor allem auf dem Gebiet der Elektronen-, Ionen- und Kernphysik, so verschiebt sich der Arbeitsschwerpunkt Mitte der 60er Jahre zur medizinischen Elektronik und Physik. Und auch in Dresden genießt Ardenne die Gunst der Mächtigen. Aus anfangs 30 Mitarbeitern werden bis zum Ende der DDR 500.

Als 1990 mit der DDR auch deren großzügige finanzielle Zuwendungen enden, kann Ardenne das einstmals größte private Forschungsinstitut des Ostblocks und größte Privatunternehmen der DDR nicht mehr halten. Es wird zerschlagen.

Am 26. Mai 1997 stirbt der von Drittem Reich, UdSSR, DDR und Bundesrepublik vielfach Geehrte in seiner Wahlheimat Dresden.



Unermüdlicher Forscher: Manfred Baron von Ardenne Foto: DHM

Warum verhinderte MI5 Hitler-Attentat?

Laut »Times« verbot britischer Geheimdienst Doppelagenten, den deutschen Diktator zu töten

Von Hans-Joachim von Leesen

Unentwegt fabrizierte vor allem die britische, aber auch die US-amerikanische Filmindustrie im Krieg wie auch in den Jahrzehnten danach Kino- wie Fernsehfilme, in denen ebenso tapfere wie phantasiereiche Engländer und Amerikaner den überwiegend doof dargestellten Deutschen eine Niederlage nach der anderen beibringen. Solche Produkte der psychologischen Kriegführung finden sich seit geraumer Zeit seltsamerweise auch in den Programmen nicht nur privater deutscher Fernsehsender.

Einer dieser Streifen wurde von dem späteren „James Bond"-Regisseur Terrence Young vor etwa 40 Jahren gedreht. Unter dem Titel „Spion zwischen zwei Fronten" wurde die angebliche Geschichte des Einbrechers und Geldschrankknackers Eddie Chapman erzählt, der 1940 auf der britischen Kanalinsel Jersey im Knast saß und so in die Hand der deutschen Wehrmacht geriet, die die Kanalinseln besetzte. Er bot sich der Abwehr als Agent an und wurde, so der Film, ausgebildet und ein Jahr später mit dem Fallschirm über England abgesetzt, um für die Deutschen zu spionieren. Als guter Patriot eilte er jedoch sogleich zum britischen Geheimdienst und offenbarte sich. Fortan diente er dem britischen Weltreich als Doppelagent, indem er beispielsweise den Deutschen falsche Zielunterlagen für die V-Waffen lieferte, die dadurch alle am Ziel vorbeigingen.

Seinerzeit nahm man die Räuberpistole als eine von vielen achselzuckend hin, doch soeben tauchte Chapman mit seinen Heldentaten in einigen seriösen Zeitungen wieder auf, die ihn ernst nahmen. Im Dezember des vergangenen Jahres berichtete nämlich die Londoner „Times", aus jetzt freigegebenen Unterlagen des britischen Geheimdienstes gehe hervor, Chapman habe angeboten, 1944 nach Deutschland zu gehen. Da er über beste Kontakte zur deutschen Abwehr verfüge, habe er die Möglichkeit, sich Adolf Hitler zu nähern. Diese Gelegenheit wolle er nutzen, um mit Hilfe einer an seinem Körper versteckten Bombe sich und den deutschen Diktator in die Luft zu sprengen, so in die Geschichte eingehend als jemand, der den Krieg beendet und die deutsche Niederlage verursacht habe. Der Plan sei unterstützt worden von Chapmans deutschem Führungsoffizier namens Stephan von Gröning, der „ein erbitterter Gegner Hitlers" gewesen sei. Der britische Geheimdienst habe ihm aber das Attentat verboten.

Der „Times"-Artikel wurde von zahlreichen deutschen Zeitungen nachgedruckt. Mancher Redakteur nahm die Story offenbar ernst und äußerte den Verdacht, Hitler sei der britischen Führung wegen seiner „irrationalen Kriegsstrategie lebend möglicherweise nützlicher erschienen als tot".

Nun steht es einem frei, diese Behauptung ernst zu nehmen, obgleich sich der gesunde Menschenverstand dagegen sträubt. Dann stellt sich die Frage, warum die Briten den „irrationalen" Hitler am Leben erhalten wollten, wenn sie durch seinen von einem Selbstmordattentäter herbeigeführten Tod den Sieg hätten viel eher erringen können. Brauchten die Briten den nationalsozialistischen Führer, um unter dem Vorwand, ihn als den Friedensstörer in der Welt bekämpfen zu müssen, Deutschland zu vernichten?

Seit der Gründung des Deutschen Reiches gab es in Großbritannien eine mal mehr, mal weniger einflußreiche Kriegspartei, in deren Augen Deutschland, je stärker es wirtschaftlich wurde, desto mehr, ein Konkurrent zum britischen Weltreich wurde. Längst bevor Hitler 1933 Reichskanzler wurde, behauptete sie, daß Deutschland wieder gefährlich sein werde und daß England rüsten müsse, um es abzuwehren. Der Lauteste war dabei Winston Churchill. Als einziger warnte er im Unterhaus vor der Macht Deutschlands. Es gab durchaus auch einflußreiche Stimmen in England, die die Unterdrückungspolitik der Sieger Deutschland gegenüber kritisierten und für die Gleichbehandlung des Kriegsverlierers eintraten. Ihnen widersprach die antideutsche Kriegspartei vehement. Churchill ließ in den folgenden Jahren nicht nach zu behaupten, daß die Deutschen eine gewaltige Luftflotte aufbauten, um England anzugreifen, und operierte mit Zahlen, von denen wir längst wissen, daß sie maßlos überhöht waren.



Eddie Chapman: Die Briten nutzten den Kriminellen als Doppelagenten. Foto: AP

Wortführer gegen Deutschland war der britische Karrierediplomat Sir Robert Gilbert Vansittart, zunächst Ständiger Staatssekretär und „graue Eminenz" im britischen Außenministerium bis 1938, dann bis 1941 „Diplomatischer Chefberater" und anschließend ein Politiker, der über seine in Regierungsämtern befindlichen Freunde einen erheblichen Einfluß auf die Außenpolitik Deutschland gegenüber hatte. Er war offenbar besessen von einem antideutschen Komplex. In seinen Veröffentlichungen beschimpfte er die Deutschen als „geisteskranke Totengräber", als „Barbaren", als „Primitive". Friedrich der Große wurde von ihm als „perverser Preuße mit Neigung zum Töten und Beherrschen von Menschen" diffamiert, Bismarck als „durchtriebener preußischer Unhold", dessen Nachfolger Adolf Hitler sei. Er sei, so der britische Historiker Kershaw, „ein Haupthindernis auf der von der deutschen Führung angestrebten Verständigung mit Großbritannien" gewesen.

Churchill wie Vansittard setzten allen ihren Einfluß ein, um eine Verständigungspolitik mit Deutschland zu verhindern; dazu gehörte auch, daß sich nach ihrer Ansicht Polen nicht mit Deutschland einigen durfte. Das alles hatte wenig mit Nationalsozialismus und mit Adolf Hitler zu tun. Der britische Premierminister Chamberlain erklärte im September 1939, es seien die britischen Kriegsziele, „die deutsche Macht und den deutschen Geist zu besiegen."

Von dieser Sicht des Weltgeschehens aus wäre es verständlich, daß der britischen Regierung ein frühzeitiger Tod Adolf Hitlers nicht willkommen gewesen wäre, hätte er doch den Vernichtungskrieg gegen Deutschland gebremst.

Einer der wenigen überlebenden Widerstandskämpfer gegen die damalige Reichsführung, Eugen Gerstenmaier, in Nachkriegsdeutschland ein prominenter CDU-Politiker und Bundestagspräsident, schrieb am 21. März 1975 in der „Frankfurter Allgemeinen": „Was wir im deutschen Widerstand während des ganzen Krieges nicht wirklich begreifen wollten, haben wir nachträglich vollends gelernt: daß dieser Krieg schließlich eben nicht nur gegen Hitler, sondern gegen Deutschland geführt wurde." Die britische Zeitung „The Sunday Correspondence" schrieb am 17. September 1989: „Wir sind 1939 nicht in den Krieg eingetreten, um Deutschland von Hitler oder die Juden vor Auschwitz oder den Kontinent vor dem Faschismus zu retten. Wie 1914 sind wir für den nicht weniger edlen Grund in den Krieg eingetreten, daß wir eine deutsche Vorherrschaft in Europa nicht akzeptieren konnten."

Da ist es verständlich, daß dem britischen Geheimdienst nicht daran gelegen war, 1944 Hitler umbringen zu lassen. Man brauchte die Zeit, um das sowieso geschwächte Deutschland zu vernichten. Und insofern könnte die Ablehnung des Geheimdienstes, Hitler töten zu lassen, begründet gewesen sein.

»Nach Canossa gehen wir nicht!«

Der Kulturkampf führte zu einer tragischen Belastung des Verhältnisses vieler deutscher Katholiken zu Preußen und dem Kaiserreich

Von Manfred Müller

Am 25. Januar eines jeden Jahres ist für geschichtskundige Deutsche Canossa-Tag: Sie erinnern sich der Selbstdemütigung des deutschen Königs Heinrich IV. vor Papst Gregor VII., die am 25. Januar vor 930 Jahren begann und drei Tage währte. Nach dem Verständnis der damaligen Christenheit konnte der vom Papst exkommunizierte, gebannte und abgesetzte König nur so seinen Thron retten.

Bismarck spielte auf dieses Ereignis des Investiturstreites an, als er am 14. Mai 1872 im beginnenden Kulturkampf in einer Reichstagsdebatte ausrief: „Seien Sie außer Sorge: Nach Canossa gehen wir nicht – weder körperlich noch geistig!" Indem der Reichskanzler das Canossa-Ereignis für seine Auseinandersetzung mit der Zentrumspartei und der katholischen Kirche in Preußen und im Reich instrumentalisierte, löste er viel Zustimmung, aber auch negative Nachwirkungen aus, die bis heute nicht ganz abgeklungen sind.

Noch 1872 wurde eine Gedenkmünze geprägt: Bismarck auf der Vorderseite als Verteidiger der neuen Kaiserherrschaft, auf der Rückseite eine Germania, die mit Schwert und Bibel gegen den Papst mit seiner Bannbulle kämpft, dazu die Devise: "Nicht nach Canossa!" 1877 wurde an der Stelle der früheren Harzburg Heinrichs IV. eine Canossa-Säule mit dem Porträt des Kanzlers und seinem Ausspruch (der bald schon zu einem geflügelten Wort wurde) errichtet. Bismarck hatte sein Einverständnis gegeben: "Ich sehe in diesem Vorhaben eine neue Bekundung des Einverständnisses und der Unterstützung der Abwehr der Übergriffe, mit welchen noch heute deutsches Leben von römischer Herrschaft bedroht wird."

Als Bismarck 1871 aus dem Deutsch-Französischen Krieg zurückkehrte, fühlte er sich durch die Formierung der Zentrumspartei ungeheuer provoziert. Diese politische Kraft wollte im protestantisch geprägten neuen Kaiserreich und dem ähnlich strukturierten Preußen die Interessen des katholischen Volksteils mit dem Ziel konfessioneller Parität vertreten. Da Bismarck das 1870 proklamierte päpstliche Unfehlbarkeitsdogma mißverstand, fürchtete er, Papst Pius IX. werde die Zentrumspartei fernsteuern mit dem Ziel, das mühsam geschaffene Deutsche Reich zu zerstören. Daher verbündete sich Bismarck mit den Liberalen, um die vermeintlich drohende "Priesterherrschaft" zu verhindern.

Die Liberalen ganz Europas hatte Pius IX. gegen sich aufgebracht, als er 1864 im „Syllabus errorum" 80 „Zeitirrtümer" verurteilte und damit alles, was die Liberalen als neuzeitlich-modern ansahen, verdammte. Nach der Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas sahen die Liberalen nun Bischöfe, Priester und Ordensleute als willenlose Werkzeuge eines Herrschsüchtigen in Rom, die in des Papstes Auftrag die Gewissen der Gläubigen knebelten. Der Erfinder des Schlagwortes „Kulturkampf", der liberale Politiker und weltberühmte Naturwissenschaftler Virchow, forderte daher die Unterordnung der Kirche unter den Staat als eine Notwendigkeit, wenn die moderne Zivilisation und Kultur vor der Zerstörung durch kirchliche Dunkelmänner bewahrt werden sollten.

Durch Gesetze und Verordnungen im Reich und in den Ländern, durch heftige juristische und administrative Verfolgung sowie durch einen vehementen Propagandakrieg wurde dieser Kulturkampf betrieben. Dabei erlitt die Seelsorge der katholischen Kirche schwere Schäden. So war etwa 1881 die kirchliche Organisation Preußens in starkem Maße zerfallen. Bischöfe waren im Gefängnis oder im Exil, viele Priester inhaftiert oder des Landes verwiesen, 601 Pfarren mit 1,5 Millionen Katholiken gänzlich verwaist und 1225 von 4627 Pfarreien ohne Pfarrer. 645 Kapläne fehlten. Der durch Polizisten vom Altar geholte Priester, der Gläubige, der keine Sonntagsmesse mitfeiern konnte, der Sterbende, der vergeblich nach den Sakramenten verlangte – solche Pseudo-Erfolge erzielte die kulturkämpferische Beamtenschaft.

Aber Bismarck hatte derartiges nicht gewollt. Ihm ging es um die Niederwerfung der "ultramontanen" Partei (ultra montes = jenseits der Berge, also der Alpen; auf den römischen Papst hin orientiert), um die Zurückdrängung der „Priesterherrschaft". Eingetreten war das Gegenteil: Das Zentrum wurde durch erbitterte Katholiken in den Wahlen gewaltig gestärkt, viele Gläubige waren fanatisiert, der Staat triumphierte mit seiner Machtfülle nur äußerlich. Zwar erfolgte eine Neufestlegung der Grenzen von Kirche und Staat im Sinne des alten Staatskirchentums, aber von Klerus und Kirchenvolk wurde sie nicht akzeptiert.

Der kluge Realpolitiker Bismarck machte sich also Gedanken über eine Kursänderung. Eine solche war deshalb schwer durchsetzbar, weil auch die kirchliche Seite wiederholt unklug agiert und reagiert hatte. So hatte etwa Pius XI. am dritten Jahrestag der Reichsgründung, dem 18. Januar 1874, den Rompilgern dargelegt: „Bismarck ist die Schlange im Paradies der Menschheit. Durch diese Schlange wird das deutsche Volk verführt, mehr sein zu wollen als Gott selbst, und dieser Selbstüberhebung wird eine Erniedrigung folgen, wie noch kein Volk sie hat kosten müssen. Nicht Wir, nur der Ewige weiß, ob nicht das Sandkorn an den Bergen der ewigen Vergeltung sich schon gelöst hat, das, im Niedergange zum Bergsturz wachsend, in einigen Jahren an die tönernen Füße dieses Reiches anrennen und es in Trümmer wandeln wird; dieses Reich, das wie der Turm zu Babel Gott zum Trotze errichtet wurde und zur Verherrlichung Gottes vergehen wird."

Erst unter dem Nachfolger, Leo XIII., war an einen allmählichen Abbau der Kulturkampfmaßnahmen zu denken. Bismarck ging keineswegs nach Canossa, aber er nahm vom Papst den Christusorden entgegen. Unter Wilhelm II. söhnten sich dann die reichsdeutschen Katholiken immer mehr mit dem Hohenzollernstaat aus, wollten durch eine betont patriotische Haltung die kulturkämpferischen Parolen von den national unzuverlässigen „Ultramontanen" Lügen strafen. Bei einer Minderheit von Katholiken aber wurde als Folge der schlimmen Kulturkampferfahrungen zumindest ein antipreußischer Affekt, wenn nicht gar Haß auf Preußen und auf „Preußen-Deutschland", von Generation zu Generation weitergegeben.

Canossa-Tag und Bismarcks geflügeltes Wort – sie verweisen auf ein deutsches Verhängnis, das bis heute noch nicht ganz überwunden ist.

Gipfelsturm auf vier Hufen

Natur pur im Nationalpark Hohe Tauern – Schloßwirt lädt zu Trekking-Touren auf dem Pferderücken

Von Helga Schnehagen

Ganze 200 Dreitausender soll man in Kärnten zählen können. Genauer in Oberkärnten, dem westlichen Teil des österreichischen Bundeslandes, wo an der Grenze zu Osttirol der Großglockner als König allesamt mit 3797 Metern überragt. Der Gipfelsturm der Alpenriesen war bislang den Bergsteigern und Wanderern vorbehalten. Seit über einem Jahr, genau seit dem 15. September 2005, hat jedoch auch ein Pferdehuf den 3094 Meter hohen Gipfel des Sandkopfs, eines Nachbargipfels des Hohen Sonnblicks, betreten – vielleicht erstmalig.

Das Pferd im Hochgebirge der Kärntner Berge ist an sich nichts Neues. Bereits die Römer und Kelten säumten Waren über höchste Alpenpässe wie das 2500 Meter hohe Hochtor. Hubert Sauper hat die Geschichte des Saumhandels im Hochgebirge jahrelang recherchiert, aufgezeichnet und sich damit als Buchautor einen Namen gemacht. Sohn Anton hat das Thema praktisch wiederbelebt und daraus das Alpinreiten – die Königsklasse des Wanderreitens – entwickelt und aufgebaut. Seitdem stehen zwölf gebirgserfahrene Haflinger bei dem staatlich geprüften Bergführer im Stall, um Gäste über alte Saumpfade in immer neuen Programmen die schönsten Gebiete des Nationalparks Hohe Tauern hautnah erleben zu lassen.

Die 3000er-Expedition zu Pferd ist neben der traditionellen Tauernüberquerung jetzt das i-Tüpfelchen des ganzjährigen Angebots von Halbtages- und Tagestouren, Zwei-Tages-Trekks mit Hüttenübernachtung sowie Wochenritten. Denn weder Kälte und Schnee noch Sonne und Regen können dem robusten Haflinger etwas anhaben.

Der Reiter allerdings sollte sich selbst bei kurzen Touren kleidungsmäßig gut auf das wechselhafte Wetter einstellen. Im Gebirge ist Petrus immer für eine Überraschung gut.

Jedes Bergabenteuer beginnt in Döllach (1024 Meter) im Mölltal nur acht Kilometer südlich von Heiligenblut. Auch an jenem Morgen Anfang Juni, als es ins Astental geht, einen der ganz besonders schönen Teile der Region. Auf der Trittsicherheit der Haflinger ist Verlaß. Trotzdem stockt der Atem, wenn der Blick seitwärts in den Abgrund fällt. Behende klettern die braven Tiere auf den schmalen, steinigen Wanderpfaden bergan – beinahe in der Direttissima. Nach ein paar Metern halten sie an, verschnaufen fünf bis zehn Sekunden, klettern weiter. Mit dem Tempo eines gut trainierten Bergwanderers können sie locker mithalten. Scheinbar mühelos überwinden sie 1000 Höhenmeter in rund zwei Stunden.

Wanderwege wechseln mit alten Säumerpfaden, Almwegen und ab und zu einem Stück sandiger Forststraße. In der Nationalparkregion Hohe Tauern ist die Welt noch in Ordnung, wenn auch die Alpenrose zu jenem Zeitpunkt gerade erst beginnt, die Berghänge in roten Almrausch zu verwandeln. Moosbewachsene Felsen, aus denen die Bäume herauszuwachsen scheinen, künden vom Wasserreichtum der Region. Majestätisch grüßt die Bergwelt. Nur den Großglockner, den man vom „Glocknerblick“, einer Hütte in 2050 Meter Höhe, eigentlich erspähen sollte, versteckt sich hinter Wolken.



Über den Wolken: Bergsteigen der besonderen Art   Foto: Schloßwirt

In der Asten vergißt man die schroffe Bergwelt. Weit und weich, ja fast lieblich, breiten sich die Almmatten aus, zu dieser Jahreszeit von zahllosen blühenden Wiesenblumen ganz fein durchsetzt. Vom gegenüberliegenden Talhang stürzen Wasserfälle herab, und im Tal ist das Astenmoos, eine Feuchtwiese, besonders geschützt.

Am Talschluß, wo der Astenfluß aus steilem Felsen herabströmt, finden die Pferde Unterkunft beim Bergbauern im flachen Kuhstall, der schon seit ewigen Zeiten besteht. Ebenso die Bauernhütte nebenan. Drei Kinder gehen im Astental zur Schule, die bei einem der Schüler eingerichtet ist. Die Toten konnte man früher nur ab dem Frühjahr im tiefer gelegenen Kirchenort Sagritz begraben. In der Zwischenzeit ruhten sie in einfachen Holzkisten – wie die Kartoffeln. Da soll es schon mal zu Verwechslungen gekommen sein ... Den Reitern bietet das „Sadighaus“ ein Matratzenlager. Die bewirtschaftete Hütte liegt fast 2000 Meter hoch.

Zurück in Döllach, erwarten die Truppe eine Gemüsesuppe und Butterbrote mit würzigem Schnittlauch. Wie oft mögen sich die Säumer von einst so wie die heutigen Touristen auf diese warme Mahlzeit am Ende des Tages in den Bergen gefreut haben?

Infos: Nationalparkhotel Schloßwirt, Anton Sauper und Martina Unterwelz, Döllach 100, A-9843 Großkirchheim, Telefon 00 43 / (0) 48 25 / 4 11, www.alpinreiten.com, info@schlosswirt.net

MELDUNGEN

Radeln zwischen Ems und Jade

Leer – Ostfriesland auf zwei Rädern entdecken ist Entspannung pur. Denn das platte Land eignet sich auch für Gelegenheitsradler und Ortsfremde. Schon von Weitem sind Kirchtürme, Ortschaften und Deiche sichtbar. Darüber hinaus bietet der neue Radkatalog für Ostfriesland Orientierung. Auf 54 Seiten gibt es Vorschläge für Tagesausflüge und mehrtägige Radtouren durch die Nordseeregion. Vorgestellt werden auch unterschiedliche Themenrouten, wie zum Beispiel die „Tour de Fries“, die „Ammerland Route“ oder der „Friesische Heerweg“. Das kostenlose Heft enthält zudem Informationen über Verleih- und Reparaturstationen für Fahrräder und Hinweise auf Radkarten. Außerdem gibt es Tipps für Pauschalangebote, Ausflüge und radfreundliche Unterkünfte. Bestellung und weitere Informationen bei der „Ostfriesland Tourismus GmbH“, Ledastraße 10, 26789 Leer, Telefon (0 18 05) 93 83 30, urlaub@ostfriesland.de, ostfriesland.de. *ddp*

Kriminalfest in der Pfalz

Neustadt / Weinstraße – Das Krimifestival „Criminale“ macht im Frühjahr Station an der Deutschen Weinstraße in der Pfalz. Etwa 150 Krimiautoren treffen sich vom 18. bis 22. April an der Tourismus-Route, die von Bockenheim im Norden bis an die französische Grenze führt. Mehr als 70 Veranstaltungen sind geplant, bei denen sich Wein und Krimis vermischen sollen. Das Programm der Weinstraßen-Criminale belegt die Vorliebe der Pfälzer für leiblichen Genüsse in fester und vor allem flüssiger Form. Es gibt zahlreiche Lesungen in Verbindung mit Weinproben, und auch die zeitgleich stattfindende „Pfälzer Wein- und Sektmesse“ wird zum Schauplatz der mörderischen Literatur. Eröffnet wird das Krimifestival in einer Schlangengrube. Weitere Informationen zum Krimifestival gibt es im Internet unter die-criminale.de. *ddp*

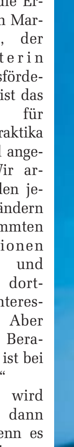
Jobben und erholen an allen Orten der Erde

Mit guter Vorbereitung können junge Leute ihr Reisegeld unterwegs verdienen

Wer als EU-Bürger in den Mitgliedsländern unterwegs ist, hat es einfach: Er braucht keine Arbeitserlaubnis, wenn er einen Job annehmen will. Das gilt inzwischen auch für die Schweiz. Für Bürger der neuen EU-Mitgliedsstaaten gibt es jedoch teilweise noch abweichende Regelungen. Diese können bei der Botschaft des jeweiligen Ziellandes erfragt werden. Mutige können also ihren Rucksack packen, losziehen und sehen, wo sie unterwegs Arbeit finden.

In den Sommermonaten wird man vor allem in den Urlaubsgebieten fündig, dort werden in der Hauptsaison oft Aushilfskräfte gesucht. Jedoch sollte man schon einige Sprachkenntnisse mitbringen, auch wenn in so manchen Regionen fast nur noch Deutsch gesprochen wird.

Wer lieber schon mit einem Job in der Tasche starten will, kann diesen zum Beispiel bei der „Zentralstelle für Arbeitsvermittlung“ (ZAV) finden. „Viele junge Leute teilen ihren Arbeitsaufenthalt. Erst arbeiten sie und reisen dann mit dem verdienten Geld durchs



Land“, ist die Erfahrung von Margret Mies, der Teamleiterin Nachwuchsförderung. Dort ist das Programm für Jobs und Praktika im Ausland angesiedelt: „Wir arbeiten in den jeweiligen Ländern mit bestimmten Organisationen zusammen und vermitteln dorthin die Interessenten. Aber auch wer Beratung sucht, ist bei uns richtig.“

Und die wird vor allem dann wichtig, wenn es nach Übersee geht. USA, Australien und Neuseeland sind da die beliebtesten Länder der Reise- und Arbeitswilligen. Aber dort ist es mit der Jobaufnahme nicht mehr so einfach. „Viele junge Leute planen, in diese Länder mit ihrem Touristenvisum einzureisen und sich dann bei Bedarf einen Job zu suchen. Davon kann ich nur abraten, denn man macht sich strafbar“, warnt Margret Mies. Wenn man erwischt wird, ist eine Abschiebung sehr wahrscheinlich. Und ein zukünftiges Einreiseverbot ebenso.



Sich Sonne, Meer und Strand verdienen: Junge Mädchen an der Ostsee   Foto: Tourismus-Agentur SH

Außerdem ist der offizielle Weg in den letzten Jahren mit Einführung der Working Holiday Visa sehr vereinfacht worden: „Das Visum für Australien kann man zum Beispiel im Internet beantragen und bis zur Ausstellung vergehen oft nur ein paar Tage.“ Die Working Holiday Visa gibt es für die Länder Australien, Neuseeland, Japan und Kanada, sie sind jedoch von Land zu Land unterschiedlich ausgestaltet. Die USA stellen das so genannte J1-Visum aus – aber erst nach einem persönlichen Interview in der Botschaft. Daher der Rat von Expertin Mies: „Wer außerhalb der EU jobben will, sollte frühzeitig mit der Planung beginnen und sich gut informieren. Wir helfen gerne weiter, sind jedoch nur eine Auskunftsstelle. Verbindliche Informationen erhält man nur bei den jeweiligen Botschaften.“

Und Margret Mies hat noch einen weiteren wichtigen Tipp: „Wer sich von Deutschland aus selbst einen Job gesucht hat, sollte sich unbedingt einen Arbeitsvertrag schicken lassen, in dem die wichtigsten Punkte festgehalten werden: Dauer, Arbeitszeit, Aufgabenbereich, Entlohnung. Dann beugt man großen Enttäuschungen bei der Anreise vor.“ Informationen und Broschüren der ZAV gibt es im Internet unter europaserviceba.de. *ddp*

Von Daniela Haussmann

Schläge oder Straße

Viele Frauen in Georgien leiden unter Gewalt in der Ehe

Erst war ich die Sklavin meines Mannes, jetzt bin ich meine eigene“, entfährt es Tamuna Gachokidse, deren Augen müde zu Boden blicken. Freude und Trauer kann sie schon lange nicht mehr ausdrücken. Was in ihr vorgeht, kann sie nicht in Worte fassen. Irgendwann hat sie aufgehört zu weinen, sich abgewöhnt, Schmerz zu empfinden. 18 lange Jahre ist die Georgierin von ihrem Mann geschlagen, mißhandelt, eingesperrt und vergewaltigt worden. Wie der 35jährigen gehe es mehr als 50 Prozent der verheirateten Frauen in der Kaukasusrepublik Georgien, wie Professor Lela Gaprindashvili, Soziologin an der Universität Tiflis, sagt. „Sie sind Opfer von Gewalt in ihren Familien. Gründe dafür gibt es viele. Die häufigsten sind Alkohol, Arbeitslosigkeit, Armut und traditionelle Geschlechterrollen.“

An die Öffentlichkeit hat sich Tamuna Gachokidse, die sich selbst als „gebrochene Frau“ bezeichnet, nie getraut. Bis ihr Mann sie eines Abends so zurichtete, daß sie mit gebrochenen Rippen und Schnittwunden ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Emotional und finanziell von ihrem „Peiniger“ abhängig wurde ihr erst jetzt bewußt, daß sie nie eine eigene Identität besessen hatte. „Mein Leben war das Leben meines Mannes“, sagt die Mutter von zwei Kindern. Seit einem Jahr ist sie geschieden, weiß nicht, wer sie ist, und findet keine Arbeit in der Männergesellschaft. Die wenigen Dinge, die sie nach der Trennung behalten durfte, hat sie verkauft, um zu überleben. Scheidung ist Schande, während georgische Männer ohne Ehrverlust ihre Frauen verlassen und wieder heiraten können.

„Gesetze, die die weibliche Bevölkerung schützen, gibt es genügend. Aber sie werden nicht durchgesetzt“, kritisiert Eliso Amirejibi. Auf ihrer Visitenkarte steht „Regionalleiterin der Vereinigung gegen Gewalt an Frauen in Georgien“. Das klingt nach einem Ausmaß von Macht, das sie nicht hat und worüber nur ihr Auftreten hinwegtäuschen kann. „Die Polizei greift nicht durch, wenn Frauen Gewalt angetan wird“, fährt die 40jährige Anwältin fort. In Georgien ist ihr Engagement eine Kuriosität. „Es gehört zu unserer Tradition sich nicht in die privaten Angelegenheiten von Familien einzumischen. Also meldet es auch niemand den Behörden, wenn Frauen in ihren Rechten diskriminiert werden.“ Vergewaltigung gelte als Kavaliersdelikt, und in der Ehe habe ein Mann, nach Ansicht der meisten Georgier, das Recht über seine Frau zu verfügen.

Das Hauptbüro der Vereinigung liegt in einer alten Sporthalle. Von den feuchten Wänden bröckelt der Putz. Das Linoleum löst sich vom Boden und die Fassade zeigt Risse. Und weder Stadt noch Staat unterstützen das Projekt. Ein Grund sind die vielen gesellschaftlichen Tabus, die in Georgien starke Geltung besitzen. „Deshalb stellt die Polizei auch keine weiteren Nachforschungen an“, fährt Eliso Amerijibi fort. „Vom Staat haben Frauen hierzulande nicht viel zu erwarten.“ Väter sind für ihre unehelichen Kinder nicht unterhaltspflichtig. Und auch im Falle einer Scheidung kann eine Frau ihrem Mann gegenüber keinerlei Ansprüche geltend machen.



Arm, aber nicht hoffnungslos: Ihr bleibt nur das Betteln auf der Straße Foto: Haußmann

Nona Aldamova-Dshapharidse ist das, was man unter einer Karrierefrau versteht. Sie verdient das Geld für die Kinder und ihren Mann. Die Gynäkologin stammt aus einer Intellektuellen-Familie. Geboren im Pankisi-Tal, vom muslimischen zum orthodoxen Glauben konvertiert, ist sie früh nach Tiflis gegangen, um dort zu studieren, trotz Mutterschaft. Ihre Eltern ermöglichten ihr Reisen ins sozialistische Ausland, die ihren Blick enorm geweitet haben, wie sie selbst sagt.

Vor fünf Jahren hat sie eine Hilfsorganisation für Frauen gegründet. „Nach dem Zusammenbruch der UdSSR hat sich die wirtschaftliche Lage hier in Georgien verschlechtert. Arbeitsplätze gingen verloren, und das hatte verstärkt Gewalt in von Armut betroffenen Familien zur Folge“, sagt die 39jährige. „Viele Männer sind nicht mehr in der Lage, den Unterhalt für Kind und Frau zu verdienen. Die Enttäuschung und Frustration darüber bauen sie mit Schlägen ab.“

Auf dem Land ist die Situation alleinstehender Mütter besser als in der Stadt. Hier helfen neben den Angehörigen auch Nachbarn. „Verfügen alleinstehende Frauen nicht über ein derartiges soziales Netz, kann man in manchen Fällen durchaus von einem Entzug der Lebensgrundlage sprechen“, erklärt Nona Aldamova-Dsphapharidse. Tiflis ist nach der Rosenrevolution eine Stadt des politischen und sozialen Umbruchs. Nicht alle können Schritt halten mit der Geschwindigkeit, mit der sich die Stadt Richtung Westen entwickelt. Junge Mütter, wie die obdachlose Tina Mamulaitze, hocken mit ihren Kleinkindern auf dem Asphalt und betteln für ihren Lebensunterhalt. Der Vater des Kindes hat sie nicht geheiratet. Ihre Familie hat sie verstoßen, eine Arbeit hat sie nicht bekommen, und nun lebt sie auf der Straße.

Ein Film, den die „Vereinigung gegen Gewalt an Frauen“ gedreht hat, versucht die Aufmerksamkeit auf dieses Thema zu lenken. Doch zur Ausstrahlung wird er nie kommen. „Die Sendeanstalten lehnen entschieden ab“, erzählt Eliso Amirejibi. Das Drehbuch behandelt ein schreckliches Kapitel im Kaukasus, einen Brauch, der in ländlichen Gegenden noch verbreitet ist: die Entführung der zukünftigen Braut. Solche Verschleppungen sind mitunter arrangiert, teilweise mit den Eltern abgesprochen. Trotzdem geschieht es häufig gegen den Willen der Frau und manchmal kommt es dabei auch zu sexuellem Mißbrauch. Genau dieses Szenario ist im Film nachgestellt. Die Frau wird verheiratet, schwanger, ein Opfer der Gewalt und reicht die Scheidung ein, was sie an den Rand der Gesellschaft bringt.

Unterstützung aus dem Ausland gibt es für die Frauenrechtler kaum. Einzig die Amerikaner würden das Engagement unterstützen. In Deutschland sei über die Lage der georgischen Frauen wenig bekannt. „Im Ausland glauben viele noch immer an die offizielle kommunistische Propaganda, die die emanzipierte Frau als Teil einer neuen, von der kapitalistischen Ausbeutung befreiten Gesellschaft feierte“, kritisieren Aldamova-Dsphapharidse und Amirejibi unabhängig voneinander. Hilfe aus dem europäischen Ausland würde sich auch Eliso Amirejibi wünschen. „Wir betreiben das einzige Frauenhaus in Georgien. Die Unterhaltskosten sind hoch“, erklärt sie. Tapeten gibt es hier schon lange nicht mehr. Mit spärlichem Budget, Rückschlägen und Zurückweisungen haben die Aktivistinnen gelernt zu leben.

Auf einer durchgelegenen Matratze hockt Lela. Sie ist 16, eine von sieben Frauen, die derzeit im Heim leben. Ihre Geschichte ist tragisch. Als uneheliches Kind von der eigenen Mutter verachtet, hatte das Mädchen immer einen schweren Stand. In wenigen Wochen wird sie hier raus müssen. Maximal drei Monate kann jede Hilfsbedürftige im Heim bleiben. Zurück zu ihrer Familie kann sie nicht. Heimlich hatte sie sich bis vor vier Monaten mit ihrem Freund getroffen und war dabei schwanger geworden, und ihre Mutter ließ sie ohne ein Wort und Geld in der Stadt zurück. Lela ist kein Kind mehr. Sie hat aufgehört zu träumen. Lela muß überleben.

MELDUNGEN

Armut ist keine Schande

Bonn – Noch immer gibt es in Deutschland mittellose ältere Menschen. Meist schämen sich die Betroffenen ihrer Notlage und versuchen, sie zu verbergen. „Deswegen beantragen viele Senioren auch keine staatlichen Hilfen, obwohl diese ihnen zustehen“, sagt Ursula Lenz von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO). Betroffene sollten verstehen, dass das Geld vom Amt kein Almosen ist. „Die meisten haben jahrzehntelang gearbeitet und einiges für unser Land geleistet, konnten aber aus verschiedenen Gründen nicht genügend in die Rentenversicherung einzahlen“, erläutert Lenz. Einige ältere Menschen haben Angst, daß ihre Kinder finanziell belangt werden, wenn sie sich an das Sozialamt wenden. „Diese Sorge ist in den allermeisten Fällen unberechtigt“, sagt Lenz. Verfügen die Kinder über ein durchschnittliches Einkommen, wird die Grundsicherung der Eltern unabhängig davon gewährleistet. In fast allen Städten und Gemeinden gibt es offene Beratungsstellen oder Seniorenbeiräte, die sich mit dem Thema auskennen. „Häufig ist es einfacher, sich einer unabhängigen Person anzuvertrauen als Familienmitgliedern oder Freunden“, sagt Lenz. Manchmal werden in den Beratungsstellen auch Begleitdienste für Behördengänge angeboten. Diese sind aber nicht unbedingt notwendig. *ddp*

Pünktlichkeit ist Zeichen der Wertschätzung

Essen – Bei einem privaten Treffen sollte man immer pünktlich sein. „Durch rechtzeitiges Erscheinen zeige ich meinem Gegenüber meine Wertschätzung“, sagt Hans-Michael Klein, Leiter der „Knigge-Akademie“ in Essen. Denn wenn man jemanden achten würde, wolle man ihn nicht warten lassen. Unpünktlichkeit könne andere kränken und sie in Sorge versetzen. „Deshalb sollte man eine Verspätung ab etwa fünf bis zehn Minuten telefonisch ankündigen“, empfiehlt Klein. Einige Menschen versuchen, durch unpünktliches Erscheinen ihren „Marktwert“ zu steigern. „Sie wollen etwa zeigen, daß sie schwer zu haben sind oder daß sie in einer Beziehung am längeren Hebel sitzen“, erläutert der Experte. Als Betroffener sollte man von Fall zu Fall entscheiden, ob man bei diesen Machtspielen mitmachen will. *ddp*

Nicht Kriegshetzte, sondern unausweichliches Übel

Betr.: Leserbrief „Luise starb voller Schuldgefühle" (Nr. 50)

Den Sätzen dieses Leserbriefes „Sie war schuld an ihrem (der Soldaten) Tod, sie hatte zum Kriege gehetzt" muß an dieser Stelle sehr eindeutig widersprochen werden.

Nachdem Napoleon im Sommer 1806 die damals preußischen Landesteile Ansbach und Bayreuth besetzt hatte und seine Armee auf Thüringen richtete, waren die allermeisten Ratgeber des Königs der Meinung, so auch Königin Luise, daß man einem Krieg nun nicht mehr ausweichen könne. Zumal sie alle wußten, daß Napoleon bereits Baden und Bayern gezwungen hatte, ihm ihre Soldaten für seinen Feldzug in Spanien zu stellen. Das hat mit „zum Kriege hetzen" nichts zu tun.

König Friedrich Wilhelm III. versuchte bis zuletzt, einen Krieg zu vermeiden, weil er nicht glaubte, daß die preußische Armee Napoleons Truppen gewachsen sei. Schließlich mußte auch er in seiner Aufzeichnung Anfang September feststellen: „Ich habe keine Wahl mehr als den Krieg."

Friedrich Carl Albrecht, Ehlershausen

Die Verhältnisse lassen ein erfolgreiches Lernen nicht zu

Betr.: „Unser Lehrer-Status quo" (Nr. 50)

In den vergangenen Wochen wurde viel über Schulen, Lehrer und Schüler geschrieben, in der Regel von Nichtlehrern, die man auch als Ahnungslose bezeichnen könnte. Unser Bundespräsident zeichnete Schulen aus, was zwar für sein zu begrüßendes Interesse zeugt, aber nicht das Rätsel klärt, welche vergleichbaren Kriterien zu dieser Auswahl geführt haben.

Ich meine, daß Schulen nicht vergleichbar sind und Vergleiche auch niemandem nützen. Auch Pisa traue ich nicht über den Weg.

In unseren Schulen muß gelernt werden. Das benötigt Verhältnisse, in denen gelernt werden kann, was voraussetzt, daß auf dem Tisch liegt, mit welchen Problemen heute Schulen und Lehrer zu kämpfen haben, was sie überhaupt leisten können, und dazu gehört auch, was Schüler von den Schulen zu beanspruchen haben, wie sie zu fördern, zu bilden und auch zu schützen sind.

Unlängst war zu lesen, daß 50 Prozent der Lehrer überfordert seien. Und? Läßt man alles, so wie es ist? Natürlich!

Statt Geld, was man für die Schulen nicht hat, bietet man Reformen, die Lehrer noch mehr belasten und wenig bis nichts nützen.

In NRW hat man zu Lasten der Arbeitskraft der Lehrkräfte den gläsernen, abrufbaren Schüler eingeführt. Der große Bruder Kultusminister kann jederzeit alle schulisch relevanten Daten über Klein-Fritzchen abrufen; der gelangweilte Lehrer hat sie einzugeben und auf dem aktuellen Stand zu halten.

In Berlin will man jetzt die Einheitsschule seliger DDR-Zeiten wiederbeleben und Schüler aller Unterschiedlichkeiten gemeinsam unterrichten. So verrückt kann man wohl nur in Berlin sein.

Dietrich Benzel, Bielefeld

Allah ist nicht Gott

Betr.: „Entwaffnende Nächstenliebe" (Nr. 49)

In Ihrem vorwiegend erfreulichen Artikel ist Ihnen eine Irrlehre unterlaufen: Juden, Christen und Muslime beten zwar einen Gott an. Daraus läßt sich nicht schließen, daß der Gott der Juden und Christen, auch Allah, der Gott der Muslime ist! Christen, die den Koran nicht kennen, stellen gern diese Behauptung auf: Allah = „der Herr der Götter" – war in vor-islamischer Zeit einer unter 360 Göttern. Die Botschaft von der „Liebe Gottes" ist im Islam unbekannt. Es gibt keine Versöhnung mit Allah.

Der Islam ist eine besondere Religion, über die gern jene reden und schreiben, die schlecht informiert sind, also den Koran nicht gelesen haben!

Über den Islam habe ich mich durch folgende Bücher eingelesen: „Islam und Terrorismus", „Jesus und Mohammed". Deren Autor Mark A. Gabriel, der in Ägypten geboren wurde, war überzeugter Moslem, studierte und lehrte als Professor für Islam-Geschichte an der bekannten al-Azhar Universität in Kairo, wurde Christ und mußte darum fliehen. Er nahm einen christlichen Namen an. Als Kenner des Islam legt er die Denkweise der Muslime dar.

Sie erwähnten Hans Küng, der, wie ich einem Fernsehinterview entnahm, vom Koran keine Ahnung hat. Er beurteilt den Islam nach den netten, freundlichen Türken, die in seiner Umgebung leben.

Der letzte Absatz Ihres Artikels enthält einen Denkfehler: Von zwei mehrfach verriegelten Toren konnte nur eins aufgestoßen werden. Das andere wurde scheinbar aufgestoßen! Das werden Sie verstehen, wenn Sie „Islam und Terrorismus" gelesen haben.

Tegethoff, Recklinghausen

Getäuscht

Betr.: „Das Jahr Beck" (Nr. 1)

War das vergangene Jahr das Herrn Becks, das Frau Merkels, das der Großen Koalition? Gebracht haben sie uns alle nichts. Auf sie alle würden wir gern verzichten.

Ob Beck oder Merkel: An unser Geld wollen beide. Was wir meinen, interessiert sie nur, wenn es ihnen nützt. Beide wollen in grundsätzlichen Fragen, wie der einer europäischen Verfassung, alleine entscheiden, ohne die Bürger zu fragen, denen sie doch ihre Futterkrippen verdanken.

Macht wollen sie beide haben oder behalten. Frau Merkel scheint ungeheures Geschick zu besitzen, Konkurrenten in der eigenen Partei auszubooten. Beck macht auf bieder und volksnah und scheint sich so auch weiter aufbauen zu wollen.

Wir müssen leider davon ausgehen, daß niemand zu uns ehrlich ist, niemand sagt, was er wirklich denkt und will, was die ihm bedeuten, auf deren Stimmzetteln seine oder ihre Macht beruht. Ganz pessimistisch könnte man meinen, daß die oder der das nächste Rennen machen wird, die oder der uns besser zu täuschen vermag.

Dieter Pfeiffer, Berlin



Nur von der Macht zusammengehalten: Edmund Stoiber (CSU), Kurt Beck (SPD) und Angela Merkel (CDU) (v. l.) Foto: ddp

Auch Vertriebene

Betr.: „Krieg im Heiligen Land" (Nr. 51)

Klaus D. Voss konstatiert: Das Einfrieren der EU-Hilfsgelder stürzt Palästinensergebiete ins Chaos und weiter: „Es war politisch korrekt, diese radikale Palästinensergruppe (Voss meint die Hamas), die Israel kein Existenzrecht zugestehen will, nicht zu unterstützen." Meine Überzeugung ist bis zur Stunde, daß es falsch war, die Palästinenser zu enteignen und zu vertreiben, um auf deren Grund und Boden Leute sich ansiedeln zu lassen, die anderwärts ungestört waren.

Die Vertreibung als recht und billig empfinden zu müssen verletzt das Gewissen auf das Schwerste. Zumindest meines.

Und daß ich ab der Vertreibung für den Lebensunterhalt der Vertriebenen wie für den Unterhalt der Neusiedler namens Israelis in Haftung genommen bin, selbst mit meinem Leben, das allerorts gefährdet ist, nicht nur auf deutschem Boden, ist unfaßbar.

Hätte ich die Macht dazu oder wäre sonstwie in der Lage, die Vertreibung rückgängig zu machen, ich täte es sofort.

Rudolf Virkus, Wolfsburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **1459**

Polen muß gedanklich in der EU ankommen

Betr.: „Bis heute ungelöst" (Nr. 51)

Wilhelm von Gottberg hat in seinen Ausführungen zu den Entschädigungsklagen der „Preußischen Treuhand" die Dinge wieder einmal auf den Punkt gebracht, wenn er die Versäumnisse der Bundesregierung seit 1990 bei der Regelung der Kriegsfolgelasten und bei den Vertragswerken mit den östlichen Nachbarstaaten ursächlich für die Gründung der Treuhand verantwortlich macht. Es zeigt sich, daß die bundesdeutsche Politik durch die nicht wahrgenommene Obhutspflicht zur Klärung dieser Problematik mit dazu beigetragen hat, daß das nachbarschaftliche Verhältnis zu den Polen belastet ist.

Es geht eben nicht, daß so etwas wie die Vertreibung im heutigen europäischen Rechtsraum mit der Verankerung der Menschenrechte einfach unter den Teppich gekehrt wird, ohne daß es irgendwelche Auswirkungen hat. So wird nun der europäische Gerichtshof für Menschenrechte über die deutschen Individualbeschwerden gegen Polen zu befinden haben. Der Republik Polen ist zu empfehlen, daß sie dies akzeptiert und als EU-Mitglied ihre übergroße nationale Empfindlichkeit ablegt, um in der EU der Rechtsstaaten ankommen zu können.

Es ist zu hoffen, daß das inzwischen gute nachbarschaftliche Verhältnis zwischen den Bürgern beider Länder durch die derzeitigen gehäuften unbedachten Äußerungen der polnischen Führung – auch zum geplanten „Zentrum gegen Vertreibungen" keinen größeren Schaden nimmt.

J. Moeller, Berlin

Nicht Computerspiele, sondern Politik ist schuld

Betr.: „Eltern sind ahnungslos" (Nr. 47)

Es ist schwachsinnig zu glauben, daß solche Auswüchse aufgrund sogenannter Killer-Computerspiele entstehen.

In all diesen Abschuß-Spielen geht es mehr um Strategie, ums Denken, als ums reine Töten. Die Frage, die in dem Emsdettener Fall zu stellen ist, wäre, woher der Junge die Waffen in unserem von Waffenverboten nur so strotzenden Land her hat.

Bevor man also mal wieder ein Gesetz oder Verbot für „Shooter"-Computerspiele einführen will, sollte man mal seitens der politischen Stümpergilde besser das Waffenverbotsgesetz durchleuchten.

Es zeigt sich offensichtlich, daß Gesetze und Verbote den Erwerb nicht verhindern können.

Vielleicht sollte man sich in der Politik mal wieder auf die Familie besinnen, auf die Verantwortung in der Familie für die Kinder und alles, was sonst noch dazugehört, anstatt sich mehr und mehr dem unnatürlichen Treiben und der Verherrlichung der Schwulen und Lesben zu widmen.

Was soll ein Schüler außerdem davon halten, wenn zum Beispiel sein Schwimmbad aus angeblichem Geldmangel geschlossen wird, bei den Knackis so langsam aber sicher der Vier-Sterne-Hotelstandard eingeführt wird. Wenn dem Jugendlichen keine Zukunft zu vermitteln ist, die sogenannten Asylanten, Eckensteher oder anderes Gesocks regelrecht verwöhnt werden, dann können die Jugendlichen schon mal ärgerlich oder gar wütend werden und ausrasten.

Wer mit Jugendlichen so umgeht wie die Bundesrepublik Deutschland, muß sich nicht wundern, daß ab und zu Dinge wie in Erfurt vor vier Jahren oder jetzt in Emsdetten geschehen.

Computerspiele schärfer überwachen oder gar verbieten? Blödsinn!

Wolfgang Kokott, Ishiokashi, Japan

Totengräber

Betr.: „Sieg für Islamisten" (Nr. 1)

Warum soll Rot-Rot in Berlin Proteste von ein paar hundert Bürgern, und das ist schon großzügig gerechnet, zur Kenntnis nehmen, wenn doch Hunderttausende Berliner sich nicht rühren und es gelangweilt hinnehmen, wie der Islam sich in ihrer Stadt, die noch „deutsche" Hauptstadt ist, ausbreitet. Noch sind nur wenige Schulen deutschenfrei, aber es werden von Jahr zu Jahr mehr werden. Wir nehmen in unserer großen Mehrheit das Verschwinden der Deutschen aus unserem Nochdeutschland hin. Und wenn wir das tun, dann ist es auch belanglos, wenn immer neue Moscheen in den Berliner Himmel wachsen. Wer will also den im Senat vereinten Sozis und Kommunisten berechtigte Vorwürfe machen? Sie sind doch nur Totengräber unter anderen.

Alfred de Terra, Stuttgart

MELDUNGEN

Gewaschene Kürzung für Henrico »Punk«

Wiesbaden – Henrico Frank bekommt für zunächst drei Monate die Hartz-IV-Bezüge um 30 Prozent gekürzt. Der Arbeitslose, der sich gewaschen und rasiert vorgeblich um eine Jobvermittlung durch SPD-Chef Kurt Beck bemüht hatte, schlug mehrere geeignete Stellenangebote ohne Grund aus und erzürnte damit die breite Öffentlichkeit. Das Sozialamt in Wiesbaden strich die Zuweisungen wegen Franks Arbeitsunwilligkeit von 345 auf 241,50 Euro monatlich zusammen.

Keine Anklage gegen Lepper

Warschau – Der polnische Generalstaatsanwalt Janusz Kaczmarek wird den stellvertretenden Regierungschef Andrzej Lepper wegen der ihm vorgeworfenen Sexaffäre nicht anklagen. Auch gebe es keinen Grund zur Aufhebung der Immunität des Spitzenpolitikers. Eine frühere Mitarbeiterin hatte dem mehrfach vorbestraften Lepper vorgeworfen, sie zum Sex genötigt zu haben.

ZUR PERSON

Hugo Chávez' nächster Jünger



Er selbst bezeichnet sich gern als „Humanist" und „linksorientierter Christ", dabei hat Ecuadors neuer Präsident **Rafael Correa** (43) keinen Grund zur Bescheidenheit. Als Duzfreund von Venezuelas sozialistischem Staatslenker Hugo Chávez orientiert er sich an dessen radikalem Programm.

Damit konnte der promovierte Wirtschaftswissenschaftler in seinem Amt als Finanz- und Wirtschaftsminister nicht überzeugen. Nach nicht einmal fünf Monaten mußte er im August 2005 zurücktreten. Er wollte der Weltbank möglichst wenig Schulden zurückzahlen und ähnlich Chávez die Ölindustrie seiner Heimat unter staatliche Kontrolle bringen, um deren Erlöse als Wohltaten verteilen zu können. Seine Kabinettskollegen, Sozialdemokraten, Parteilose sowie Angehörige der Indio-Partei „Pachakutik", schüttelten die Köpfe.

Correa stand allein da und mußte sich eine neue politische Heimat suchen. Folgerichtig bot er sich den Sozialisten als Spitzenkandidat für die Präsidentschaftswahlen an. Sein Programm kam bei der ärmeren Bevölkerung erwartungsgemäß gut an. Der in katholischer Missions- und Sozialarbeit erfahrene Populist hatte außerdem fleißig Indiosprachen gebüffelt. Bei den Wahlen am 26. November 2006 errang Correa 56,7 Prozent – sein konservativer Konkurrent Álvaro Noboa verlor mit 43,3 Prozent.

Daß Correa im Wahlkampf gegen alle etablierten Parteien Stimmung machte, nährt Ängste vor deren möglicher Abschaffung durch den ehrgeizigen Jungpolitiker. Eine Volksbefragung zu einer neuen Verfassung kündigte er bereits an. In dieser Hinsicht ist Correa ganz von den Ideen seines Idols Chávez beeinflußt. *SV*



Halali! Zeichnung: Mohr

Freunde und Nachbarn

Seehofer leidet in der Gerüchteküche, Gabriel verdampft im Treibhaus, und Merkel macht sich ein paar schöne Tage / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Am Schluß verglichen sie den armen Stoiber gar mit König Ludwig. Nein, nicht mit dem im See, sondern mit Bayerns Ludwig I., der 1848 abdanken mußte wegen seiner Affäre mit der feschen Lola Montez. Auch damals habe sich der versammelte Münchner Schranzenstadl überschlagen vor Treueschwüren, während er eifrig die Säge schwang an den Beinen des Throns. Eine ziemlich schmierige Aufführung sei das gewesen, damals wie heute.

Was wir bis vor kurzem nicht ahnten: Das miefige Gemauschel um Stoiber war durchaus noch steigerungsfähig – wirklich schmutzig wurde das bayerische Geschubse doch erst mit der Schlüssellochgeschichte zum Seehofer in der „Bild". Alle waren empört, wir auch. So etwas schreibt man nicht, Ihr Schmieranten! Als anständige Bürger haben wir diesen Ferkeln zu verstehen gegeben, daß wir von derartig dreisten Eingriffen ins Privatleben nichts wissen wollen – um gleich darauf gierig weiterzulesen: An der Story ist alles dran, was es braucht für ein glitschiges kleines Skandälchen, auch wenn gar nichts dran sein sollte. 25 Jahre jünger als der Minister soll die Holde sein und sich in einem Zimmerchen nahe dem Kanzleramt verborgen halten, derweil der CSU-Politiker zu Hause auf trautes Heim macht.

Schade, daß noch keine Nachbarn und „Freunde" der Seehofers aufzutreiben waren. Wir kennen das aus dem Fernsehen; da gehen die Reporter dann im Heimatdorf des Verdächtigten herum und pflücken Aussagen jener „Freunde" wie: „Wir waren alle geschockt, als wir das hörten. Und noch weiß ja auch keiner, ob's überhaupt stimmt. Aber man weiß ja nie ..." Das reicht, die streunenden Kollegen haben in diesem Moment, was sie brauchen, Überschrift: „Nachbarn wollen nicht ausschließen, daß ..."

Und die „Freunde"? Partei-Freund Günther Beckstein, wie Seehofer einer der einflußreichsten Diadochen des alten Stoiber und daher möglicherweise Konkurrent bei der Nachfolgeschlacht, ließ den in die Schlagzeilen geratenen Bundesminister schmecken, was echte Parteifreundschaft ist. Ja mei, vor 50 Jahren sei so ein Seitensprung noch „Stein des Anstoßes" gewesen, aber heute doch nicht mehr. Das ist die Manier des bösesten aller Klatschweiber: „Wußten Sie schon daß der Seehofer fremdgeht? Aber, nicht daß Sie mich falsch verstehen, mir ist das ja eigentlich egal!"

Das allein könnte man schon einen Blattschuß aus dem Hinterhalt geheuchelter Loyalität nennen, aber Beckstein ist nicht irgendwer. Er hat noch Schubladen offen, wo die giftigen Finger einer ordinären Tratschtüte gar nicht hinlangen, und setzt diabolisch nach: Auch Bischöfe hätten schon Verhältnisse gehabt. Na, wunderbar!

> Ein glitschiges kleines Skandälchen – an der Story ist alles dran, auch wenn nichts dran ist

Überlebt Seehofer Treuebekundungen dieses Kalibers? Ja sicher, und mehr als nur das: In beträchtliche Verwirrung stürzte uns ein Göttinger Parteienforscher. Der sieht in den Gerüchten über Seehofers schwungvolles Privatleben kein Problem. Er behauptet statt dessen, mit einer solchen Amoureske könne der Bundesminister bei seinen Bayern sogar punkten. Im Unterschied zu den schmallippigen Preußen empfänden die Bazis das als Ausdruck ungestümer Männlichkeit, was ihnen ausnehmend gut gefalle. Man muß spontan an einen Typen wie Gerhard Polt denken, wie er genüßlich grinst bei der Lektüre der „Bild"-Geschichte: „Ja, ja, där Hoarscht, hähä!"

Diese Vorstellung versöhnt uns und läßt alte schöne Klischees über die Stämme des Südens wiederaufleben. Bayern ist und bleibt halt das Land von Barock und Beichtstuhl. Beides gehört untrennbar zusammen, denn wer es allzu barock getrieben hat, muß hinterher irgendwohin, um seine Seele zu erleichtern. Die Protestanten waren da von jeher schlechter dran. Die müssen die begangene Sünde entweder ein Leben lang mit sich herumschleppen oder Liberale werden.

Dennoch sind auch wir im Norden eigentlich gut dran, in anderen Ländern, ja, da geht's wirklich schlimm her. Wie leichtfertig wir daherreden in unserem gemütlichen Deutschland. Wenn ein Politiker seinen Posten verlieren soll, sprechen wir davon, daß „Kritiker seinen Kopf fordern". Ein Iraker dürfte bei einer solchen Formulierung bleich werden, denn da ist das mit dem Kopfverlieren wörtlich zu nehmen. Neben Hängen und Enthaupten werden den Verurteilten dort nach jüngster Nachrichtenlage die Köpfe sogar ausgerissen. Nach dem blutigen Akt erschien ein Regierungsoffizieller vor den Medien und erklärte uns seelenruhig, daß die Exekution von Saddams Mittäter strikt nach den Regularien verlaufen sei. Nach den Regularien? Was für welche sind das?

Daß aus solchen Ländern mit dem Öl die Rohstoffgrundlage unserer Wirtschaft stammt, darf einen da schon einmal nervös werden lassen. Zumal etliche der übrigen Petroleumregionen einen kaum heimeligeren Eindruck vermitteln als der Irak, was wir nur deshalb nicht mehr wissen, weil unsere Kameras alle am Tigris aufgestellt sind.

Umweltminister Siegmar Gabriel läßt sich von solchen Eindrücken jedoch nicht von seinem klaren Kurs abbringen. Mehr Energie-Unabhängigkeit durch Atomkraft bleibt für ihn kein Thema. Schließlich produzierten die AKW ja auch gar kein Benzin, mit dem man Autos antreiben könne, klärt uns der Niedersachse auf, dem Technologien wie die der stromgestützten Wasserstoffherstellung oder der Elektroautos vorübergehend entfallen waren. Gabriel würde vermutlich auch seine Waschmaschine rausschmeißen, weil das Mistding partout keinen Kaffee kochen kann.

Na, na, so blöd ist der nicht: Der Hinweis auf die Öllosigkeit von Elektrizität war eher der Hilflosigkeit geschuldet. Gabriel hat Schmerzen, weil ihm die Union, angeführt von der Kanzlerin, seit Wochen schon auf die selbe Stelle haut: Wer den „Klimaschutz" wolle, der solle doch mal zeigen, wie ohne Kernkraft der Kohlendioxid-Ausstoß zu mindern sei, der den „Treibhauseffekt" verursache.

Wie gemein! Natürlich könnte Gabriel jetzt, als Mann vom Fach sozusagen, kontern, daß die Sache mit dem „menschgemachten Treibhauseffekt" nur eine Hypothese sei, während die Schädlichkeit von radioaktiver Strahlung ja wohl als erwiesen betrachtet werden dürfe. So einfach wäre das, ja *wäre*!

Nun hat sich aber gerade die Linke ebenso wie ein gewaltiges Heer von Umweltgruppen nebst fördergeldtriefenden Wissenschaftlern dem „menschengemachten Treibhauseffekt" verschrieben. Da kann man jetzt nicht über Nacht „April! April!" rufen und zugeben, daß es bislang nur eine These sei, daß die Erderwärmung von Industriegasen ausgehe. Wie stünde man denn da, in der Presse und so!

Gabriel und die Seinen haben sich mitten im energiepolitischen Vormarsch in sich selbst verheddert. Die Kanzlerin sieht das und nutzt es sadistisch aus. Merkel jagt die treibhausvernarrte Anti-Atom-Riege feixend in deren eigenen Widersprüchen hin und her. Weil diese Widersprüche so offensichtlich sind, kann es sich Frau Merkel sogar leisten, vor aller Öffentlichkeit das verpönte „Bäumchen wechsle dich"-Spiel zu spielen. Nur als CDU-Vorsitzende sei sie für eine Renaissance der Kernkraft, als Kanzlerin stehe sie natürlich zum beschlossenen Ausstieg.

Säßen die Roten nicht so in der Klemme, würden sie sich dieses Spiel niemals gefallen lassen und notfalls den Kopf der Kanzlerin for... – stopp, dieses Bild wollten wir ja nicht mehr verwenden.

Frau Merkel verbringt zur Zeit nach langem Schrecken endlich wieder ein paar wirklich schöne Tage. Das Bayern-Harakiri verschafft ihr Luft im Rücken, wo sonst die CSU an ihrem Zeuge flickt wie weiland beim Kohl, und die Sozis kommen auch nicht recht von der Stelle. In Sachen Gesundheitsreform schließlich hat man das Volk siegreich totgelabert. 2007 könnte ein geruhsames Jahr werden.

ZITATE

*Der Berliner **Filmproduzent Benedikt Koethner** verrät in der „Welt" vom 12. Januar, wie er **reich** zu werden gedenkt:*

„Ich lege mein Vermögen jetzt in Steuern an. Ich habe gehört, die sollen steigen."

*Schröders einstiger Kulturstaatsminister **Michael Naumann**, heute Herausgeber der „Zeit", äußerte im „Deutschlandfunk" seine heftige **Verärgerung** über das **Gezerre** um die Verleihung der Berliner Ehrenbürgerwürde an den Autor **Wolf Biermann**:*

„Ihr eigenes Profil zeigt die PDS hier ganz besonders schön, finde ich. Es ist und bleibt die Partei, die keinen Sinn dafür hat, daß sie eine furchtbare totalstaatliche Vergangenheit hat ... Daß da die SPD mitmacht, ist eigentlich, um es mal klar zu sagen, eine Schande."

*Der „Berliner Zeitung" vom 16. Januar kommen beim **Aufstieg** des venezolanischen Präsidenten **Hugo Chávez ungute Erinnerungen** hoch:*

„Das Ergebnis demokratischer Wahlen führt in Venezuela in die Diktatur – dieser Prozeß kennt Vorläufer. Noch erliegen viele Menschen dem Charme des Totalitären, dem Charisma, das nicht der Persönlichkeit, sondern ihrer Radikalität, ihrer vermeintlichen Volksnähe entspringt – auch das kennt man. So kann es auch noch weitergehen, solange Geld das Trugbild des großzügig verteilenden/umverteilenden Volksstaates am Leben erhält. Stürzt der Ölpreis, fallen die Kulissen, und dahinter steht nichts."

*Der Kommentator der „Frankfurter Allgemeinen" hält die von **Schwarz-Rot** fortgeführte rotgrüne **Energiepolitik** – wie den Ausstieg aus der Kernenergie – für **unrealistisch** und prophezeit am 16. Januar eine abermalige Wende:*

„Welche Farbe die Bundesregierung im Jahr 2020 haben wird, wenn 20 Prozent des deutschen Strombedarfs mit erneuerbaren Energien gedeckt werden sollen, weiß niemand. Mit ziemlicher Sicherheit aber wird sie die Energiepolitik der Jahrtausendwende in Grund und Boden verdammen – und abermals eine Wende einleiten."

Druschba

Nicht nur Rosen, Tulpen, Nelken –
nein, in dieser neuen Zeit
muß sogar die Freundschaft welken,
denn auch Freunde kann man melken
und beim Öl insonderheit.

Außerdem sind diese Leute
längst schon keine Freunde mehr,
sondern Teil der andern Meute
und genauso aus auf Beute –
wundert's drum? Na bitte sehr.

Aber selbst in Freundschaftsjahren
war die Freundschaft hohles Wort,
und so setzen neue Zaren
mit modernem Melkverfahren
bloß die alte Praxis fort.

Und man muß sich nicht genieren,
schließlich gibt es keine Wahl:
Stets vom Schwachen zu kassieren,
gar den Freund zu drangsalieren,
das ist schicklich und global.

Pannonicus